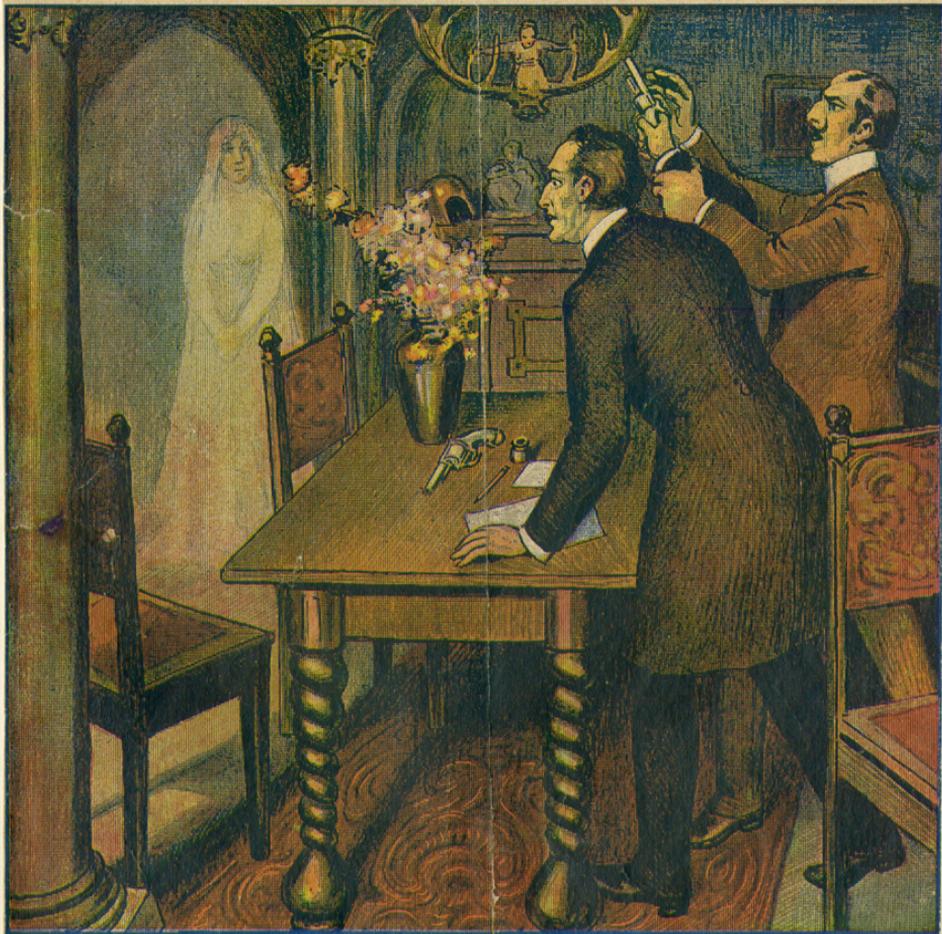




# Aus den Geheimakten des Welt-Detektivs

13. Band.

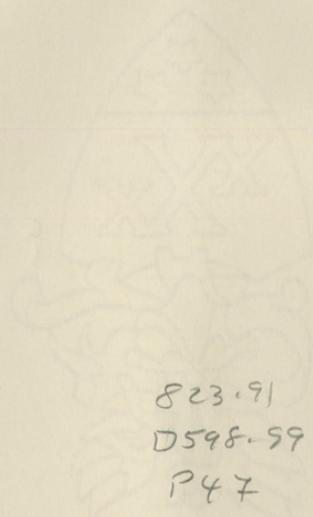
Das Spitzenkleid der Königin.



„Schießen Sie nicht!“ ächzte der Lord. „Es ist mein Weib — es ist Maria. Sie ist ihrem Grabe entflohen.“

0960 - 22360

ГОМБСМОНТЕ



823.91

D598.99

P47

v. 19

no. 13

# Das Spitzenkleid der Königin.

## I. Kapitel.

### Ein rätselhafter Entschluß.

„Mylord haben befohlen, den Herrn sofort vorzulassen, — haben Sie die Güte, Mister Holmes, in dieses Gemach einzutreten.“

Ein tadellos gekleideter Kammerdiener war es, der in einem sehr vornehm eingerichteten Hause diese Worte sprach und sogleich eine Tür öffnete, durch welche Sherlock Holmes in einen Salon trat, dessen Möbel man es ansah, daß die Bewohner dieses Palastes einem alten Geschlechte angehören müßten.

Es war in der Tat der Palast der Lordsfamilie Warwick, in welchem Sherlock Holmes sich jetzt befand, und der berühmte Detektiv hatte, um den Palast zu betreten, nicht die geringste Verkleidung angelegt, sondern befand sich in einem einfachen Straßenanzug, der, wie immer die Kleidung Holmes', seiner langen, hageren Figur ein wenig allzu bequem saß.

Während der Diener ging, um den Besuch Sherlock Holmes' seinem Herrn, dem alten Lord Eitelred Warwick, anzumelden, sandte Sherlock Holmes die Blicke seiner Späheraugen mit dem gewohnten forschenden Ausdruck in dem Raum umher.

Er bückte sich, hob ein kleines rosafarbenes, bedrucktes Papier auf, lächelte und steckte es in seine Tasche. Fast im selben Moment aber öffnete sich die Tür, und Lord Eitelred Warwick trat ein.

In Wahrheit eine echt aristokratische Erscheinung, ein englischer Edelmann, dem man vom Gesicht ablesen konnte, daß er nicht nur dem Namen nach ein Edelmann

war, sondern daß er auch als ein solcher fühlte und dachte.

Seine hohe Gestalt war mit einem schwarzen Sakkanzug bekleidet.

Der weiße, auf der Brust spitz zulaufende Bart und das noch immer volle graue Haar waren sorgsam geordnet.

Sherlock Holmes verbogte sich sehr ehrerbietig vor dem Lord.

Der aber ging auf ihn zu und streckte ihm beide Hände mit einer herzlichen Bewegung entgegen.

„Herzlich willkommen, mein guter Freund Holmes, und besten Dank, daß Sie so schnell gekommen sind.“

„Mylord“, gab Holmes lächelnd zur Antwort, „wenn ein Detektiv nicht zumindest die Schnelligkeit einer Feuerwehr besitzt, wird er sehr oft zu spät kommen, wenn es einen Brand zu löschen gilt.“

Und der Brand, den wir beseitigen müssen, ist oft schlimmer als die helle Flamme, die über das Dach oder durch den Keller des Hauses wütet.“

„Da haben Sie leider nur zu recht, mein lieber Holmes“, versetzte Lord Warwick und wies dabei zum Plahnehmen einladend auf einen seidenen Sessel.

„Ich habe es soeben an mir selbst erfahren — oder vielmehr an einem Mitglied meiner Familie.“

Und Lord Eitelred Warwick seufzte tief auf.

„Ich würde annehmen, Mylord“, sagte Sherlock Holmes, „daß Ihnen ein teureres Familienmitglied gestorben sei, wenn ich nicht einen Beweis vom Gegenteil hätte.“

„Welchen Beweis, Mister Holmes?“

„Sie würden schwerlich gestern Abend Piccadillys

„Music-Hall besucht haben“, versetzte der Detektiv, „wenn Sie Grund hätten, den Tod eines teureren Verwandten oder Freundes zu beklagen.“

„Allwissend!“ rief der Lord überrascht aus.

„Woher wissen Sie denn, daß ich gestern Abend in Piccadillys Music-Hall war, die ich nebenbei zum ersten Male in meinem Leben überhaupt betreten habe.“

Sollten Sie sich vielleicht auch im Auditorium befunden und mich in einer Loge gesehen haben?“

„Ich kann Euer Herrlichkeit die Versicherung geben, daß ich gestern um neun Uhr bereits im Bett lag, denn ich hatte die ganze vorhergegangene Nacht in dienstlicher Angelegenheit durchwacht.“

Trotzdem weiß ich, Mylord, haben in einer ersten Rangloge in Piccadillys Music-Hall gesehen.

Sie hatten sich diese Loge allein genommen für sich, und haben sich nach der großen Pause entfernt.“

„Wundermenschen! Woher wissen Sie denn dies alles?“

„Diesmal ist es keine besonders geistreiche Kombination, der ich mein Wissen verdanke“, versetzte Sherlock Holmes.

Hierbei zog er das rosafarbene Papier aus seiner Tasche, das er vorhin aufgenommen hatte.

„Ich habe“, sagte er, „dieses Billett, lautend auf Piccadillys Music-Hall hier auf diesem Teppich gefunden, und, da sich der Retourcoupon noch auf dem Billett befindet, so habe ich nun den Beweis, daß Eure Herrlichkeit die Vorstellung nach der Pause verlassen haben und nicht wieder in die Loge zurückgekehrt sind.“

„Mein Kompliment, Mister Holmes. Sie sind immer noch der alte.“

„Es wäre mir lieb, wenn Euer Herrlichkeit sagen würden, ich sei noch immer der junge Holmes.“

Das würde mir beweisen, daß Euer Herrlichkeit mir noch die alte Spannkraft zutrauen.“

„Das tue ich in vollem Maße.“

Ich traue Ihnen, Mr. Sherlock Holmes, dieselben Vorzüge zu, welche Sie zu dem berühmtesten Kriminallisten der Welt gemacht und Ihnen den ehrenvollen Titel eines „Königs der Detektive“ eingetragen haben.

Ich glaube, daß Sie noch nicht die Kunst verloren haben, in die Seele der Menschen zu blicken und wenn es nötig ist, den Geist der Menschen nach Ihrem Willen zu lenken und zu regieren; und deshalb gerade habe ich Sie hierher gebeten, Mister Holmes.“

„Ich stehe Ihnen vollkommen zur Verfügung, Mylord. Haben Sie die Güte, mir anzuvertrauen, um was es sich diesmal handelt.“

„Ich erinnere mich“, sagte Lord Warwick, „daß Sie unserer Familie schon öfters gute Dienste geleistet, aber ich zweifle, ob Ihnen jemals in Ihrer Praxis ein solches Rätsel aufgegeben worden ist, wie ich es Ihnen leider jetzt vorlegen muß.“

Vielleicht werden Sie mein Ansinnen zurückweisen, werden Sie mir sagen, daß der Dienst, den ich von Ihnen wünsche, nicht in Ihr Fach schlägt.

Denken Sie nur, Mister Holmes, ich muß Sie bitten, eine Heirat zu verhindern, die meiner Familie Schande und einem holden Wesen großen Nachteil bringen würde.“

„Eine Heirat verhindern?“ rief der Detektiv.

„Ich muß Ihnen allerdings gestehen, Mylord, daß ich in meiner Praxis schon hin und wieder unfreiwillig ein Heiratsvermittler geworden bin, der zwei Herzen zusammengeführt hat, aber, daß ich eine Heirat verhindert hätte, darauf kann ich mich allerdings nicht besinnen.“

Doch haben Sie die Güte, mir den ganzen Sachverhalt mitzuteilen, um den es sich handelt.“

„Es handelt sich um meinen Neffen Lord Harald Dumbarton.“

„Ich erinnere mich sehr genau Ihres Neffen“, erwiderte Sherlock Holmes.

„Lord Dumbarton muß jetzt ungefähr 36 Jahre zählen, und er war, wenn ich mich nicht irre, mit einer Lady Warwick verknüpft.“

„Ganz recht, mit einer Lady Warwick, der Tochter meines einzigen Bruders, der im Feldzuge in Indien gefallen ist.“

Da dieser traurige Fall eintrat, als Maria erst zwölf Jahre zählte, so war es wohl meine Pflicht, ihr den Vater zu ersetzen, und ich glaube, ich habe meine Pflicht getreulich erfüllt.“

„Wie Euer Herrlichkeit alle Pflichten erfüllen.“

„Maria war ein wunderschönes Mädchen“, fuhr der Lord jetzt fort, — „blicken Sie auf, Sherlock Holmes, dort über dem Sofa hängt ihr Bild.“

Haben Sie jemals schönere und edlere Züge gesehen, jemals ein reineres Profil, jemals wundervollere Augen?“

Holmes erhob sich von seinem Sitze und betrachtete einige Minuten lang schweigend ein Bild, das, von einem großen Immortellenkranz umgeben, an der Wand hing, und sagte:

„In der Tat, Lady Maria ist sehr schön.“

„Sie war es, mein Freund, sie war es“, rief der Lord traurig, „denn — vor acht Jahren haben wir sie begraben.“

Sie starb an einem zehrenden Fieber, dem die Ärzte ganz machtlos gegenüberstanden.

Und trotz der treuesten Pflege wurde sie den übrigen entrisen.

Sie hinterließ ein einziges Töchterchen, welches den Namen Violet trug und das jetzt schon das Ebenbild ihrer armen schönen Mutter ist.

Der Schmerz Lord Dumbartons, dem so plötzlich seine liebliche Gemahlin entrisen wurde, war grenzenlos.

Wir fürchteten damals, der Lord würde den Verstand verlieren, und es bedurfte einer langen Reise nach dem Süden, um ihm einigermassen wenigstens das seelische Gleichgewicht wiederzugeben.

Harald war seitdem ruhiger geworden.

Er fügte sich wohl ins Unvermeidliche.

Aber mir ist niemals ein Witwer begegnet, der mit so großer Treue seine verstorbene Gattin betrauert hätte.

Um so merkwürdiger und unerwarteter kam die Katastrophe, welche gestern eintrat und unter der ich sehr, sehr leide.

Lord Harald lebt mit seiner Tochter Violet auf dem Schloß Dumbarton, das auf der Insel Wight liegt.

Es gehört zu den wenigen Bauten, welche sich auf dieser Insel neben dem königlichen Schlosse noch behauptet haben und welches nicht auf Anordnung des Hofmarschallamtes abgebrochen werden mußte, als die Königin eines Tages ihre Vorliebe für die Insel Wight entdeckte und sich dort ihr Tuskulum gründete, in welchem sie, so oft sie ihren Regierungsarbeiten entfliehen kann, sich erholt.

Gestern morgen wurde ich plötzlich durch den Besuch meines Neffen Harald überrascht.

Ich fand ihn selten aufgeregter.

Aber nicht etwa in einer Weise, die auf eine Gemütskrankheit schließen ließ.

Aber er war noch stiller, bleicher und verschlossener als je vorher, obwohl er seit dem Tode seiner geliebten Frau überhaupt wenig mit den Menschen verkehrt und wenig gesellschaftliche Beziehungen gepflogen hat.

Nachdem wir die ersten herzlichsten Begrüßungen ausgetauscht hatten, bat mich mein Nefse, mit ihm ein wenig spazieren zu fahren.

Dann dinierten wir zusammen.

Und als wir bei der Zigarre saßen, sagte Harald plötzlich zu mir:

„Onkel, du mußt mir einen Dienst erweisen.“

„Ich bitte, mein Junge, sprich ihn nur aus, und ich werde glücklich sein, dir gefällig sein zu können.“

„Begleite mich heute Abend nach Piccadillys Music-Hall.“

Ich horchte auf.

Ich traute meinen Ohren nicht.

Der Einsiedler von Schloß Dumbarton, der menschenscheue, trauernde Harald, wollte plötzlich eine Music-Hall besuchen, die man im besten Fall für ein mittelmäßiges Variététheater bezeichnen kann und in dem sich ein nicht gerade einwandfreies Publikum zusammensindet. Andererseits, ich muß es offen gestehen, freute ich mich eigentlich über seinen Wunsch.

Denn ich ersah daraus, daß er entschlossen sei, mit dem Einsiedlerleben zu brechen und sich ein wenig mit den Vergnügungen der Welt zu befreunden.

Das ließ mich nun hoffen, daß er seinerseits mir auch bald einen Wunsch erfüllen würde, den ich ihm gegenüber oft ausgesprochen hatte und der sein eigenes Leben betraf.

Ich hatte Harald oft dringend gebeten, sich zu vermählen, schon um Violet, seiner Tochter, willen, die ganz dringend einer Mutter bedarf.

Denn Sie wissen, Mister Holmes, daß auch die besten Domeisteln die Mutter nicht ersetzen können.

„Ganz gewiß nicht“, antwortete Holmes.

„Auch, wenn man die verlässlichsten zu haben glaubt, was gewöhnlich nicht der Fall ist.“

Meinem Neffen Harald wäre es nun sehr leicht geworden, eine standesgemäße Partie zu machen.

Ja, ich wage sogar zu behaupten, in den ersten Familien hätten die Töchter mit Freude seine Werbung angenommen. Ganz abgesehen davon, daß er eben ein Lord Dumbarton ist, so ist er ja noch ein schöner, stattlicher Mann, dessen Geist und Herzensbildung jedes Mädchen einzuladen müssen.

Aber er hat beharrlich jedem Heiratsprojekt widerstrebt.

Er hat mir Jahre hindurch mit Bestimmtheit erklärt, daß er nach Maria keine andere lieben könnte, trotzdem er selbst eingesehen, daß sein Kind eine Mutter haben müsse.

Schließlich hörte ich auf, ihn zu drängen, denn ich sagte mir, daß ich nun nicht das Recht hätte, in sein Leben bestimmend einzugreifen, obwohl Harald Dumbarton nicht nur durch seine Heirat mein Nefse ist, sondern ich darf es wohl behaupten, mein bester und teuerster Freund.

„Sie begleiteten ihn also nach Piccadillys Music-Hall; Sie erfüllen ihm diesen eigentümlichen Wunsch.“

„Ja, ich tat es, obwohl er mir die Antwort darauf, weshalb er gerade dieses Variététheater besuchen wollte, beharrlich schuldig blieb.“

Der Kellner erhielt den Auftrag, einen Boten an die Kasse des Theaters zu senden, um ein Billett zu holen,

und eine halbe Stunde später befand sich daselbe in meinem Besitz.“

„Gegenwärtig in meiner Westentasche“, lachte jetzt der große Detektiv.

„Da ist es gut aufgehoben“, versetzte der Lord.

„Ich wünschte, ich hätte dieses unglückselige Haus nicht betreten, — aber was wissen wir Menschen, ob uns nicht alle Schritte von der Vorführung vorgezeichnet sind und ob wir überhaupt imstande sind, uns dem Willen des Himmels zu entziehen. —“

Ich wohnte also mit meinem Neffen“, fuhr Lord Warwick nach einer kleinen Pause fort, „dem ersten Teil der Vorstellung bei.

Ich kann nicht behaupten, daß ich mich sonderlich gelangweilt hätte, man sieht die üblichen Darbietungen, wie man sie in einem solchen Theater stets findet.

Jongleure, Schnellmaler, Akrobaten traten auf und ich konnte nicht begreifen, weshalb mein Neffe Harald mit einer geradezu fieberhaften Spannung befländig nach der Bühne blickte.

Da kam die Schlussnummer des ersten Teils.

Sie sollte wohl eine ganz besondere Zugkraft ausüben, denn schon im Programm wurde für sie besondere Reklame gemacht.!

Da sehen Sie, Mr. Holmes“, fuhr der Lord fort, indem er mit einem wehmütigen Lächeln das Programm aus der Tasche zog, „hier, lesen Sie, — der Name ist hier zu sehen.

Sie werden, falls Sie sich meines Falles annehmen, in der nächsten Zeit wahrscheinlich damit sich sehr zu beschäftigen haben.“

Der Detektiv entfaltete das Programm, überflog es und las:

Neu! Sensationell! Weltberühmt!

Mademoiselle Cora Dessalines,  
genannt: die französische Nachtigall.

Während dieser Nummer darf nicht geraucht werden!

„Also um diese französische Nachtigall handelt es sich?“ fragte der Detektiv.

Wieder senkte Lord Warwick auf, bevor er schwermütig antwortete:

„Ja.“

Über ich bemerke Ihnen, daß sich die Nachtigall als ein gewöhnlicher Spatz entpuppt hat, das heißt, als eine ganz gewöhnliche französische Chansonetten-sängerin, die allerdings mit einer gewissen Grazie die unanständigen Pariser Gassenhauer vortrug.

Indessen kann nicht geleugnet werden, daß das Frauenzimmer bildschön ist.

Und in ihrem Spitzenkleid, das sie trug, machte sie einen wahrhaft vornehmen Eindruck.

Während die französische Chansonetten-sängerin auf der Bühne stand, verwandte mein Neffe keinen Blick von ihr.

Ja, als die Gardine sich teilte und Cora Dessalines erschien, da war mir, als hörte ich von den Lippen Harald Dumbartons einen leichten Aufschrei.

Er sank auch in den Stuhl zurück und schloß für einen Moment die Augen.

Dann aber öffnete er sie ganz weit, um die Gestalt der Sängerin mit seinen Blicken förmlich zu verschlingen.“

„Ah, ich begreife“, sagte Sherlock Holmes und ließ seine Finger knacken. „Es handelt sich also kurz darum, Mylord, Ihren Neffen Harald von einer Heirat mit der französischen Chansonetten-sängerin abzubringen.“

„Ja, darum handelt es sich“, rief Lord Warwick und erhob sich zitternd aus seinem Sessel.

„Dann begreifen Sie mein Entsetzen, Mr. Holmes, als mein Neffe mich, sobald der Vorhang wieder gefallen war, aus der Loge wieder herauszog und mir zuflüsterte:

„Fahren wir nun so schnell wie möglich in mein Hotel, ich habe mit dir zu sprechen, mein lieber Freund, es handelt sich um mein Lebensglück, ja, um mehr — um das Glück Violetz, meines Kindes.“

Diese Aufforderung genügte mir natürlich, Hals über Kopf mit ihm in einen bereitstehenden Wagen zu steigen und ins Hotel zu fahren.

Hier schloß Harald sich mit mir ins Zimmer ein, und, sobald wir allein waren, rief er mir zu:

„Du hast mich so oft gebeten, Stetred, mir eine neue Befährtin zu wählen und Violet eine Mutter zu geben. Nun denn, ich habe gewählt.“

Bald wird im Schloß Dumbarton wieder Freude und Glück einziehen, denn ich gedenke, mich zu vermählen.“

Da schoß mir eine fürchterliche Ahnung durch den Kopf, und ich fragte betreten:

„Wer — wer ist denn diejenige, die du zu Violetz' Mutter dir auserkoren hast?“

„Du kennst sie bereits“, antwortete mir Harald.

„Es ist Cora Dessalines, die Sängerin, die wir soeben gehört haben.“

Ich habe den indischen Feldzug mitgemacht, Mr. Holmes, aber ich gebe die Versicherung, daß ich damals, wenn zufällig eine Bombe in der Nähe explodierte, nicht halb so erschrocken war, als gestern abend, da mein Neffe mit diese furchtbare Enthüllung machte.

Ich hielt ihn zuerst für geisteskrank.

Aber ich mußte mich andererseits davon überzeugen, daß er im Besitze seiner Geisteskräfte war.

„Unglücklicher!“ rief ich entsetzt. „Denkst du denn nicht daran, daß du im Begriffe siehst, eine Mesalliance einzugehen, die dich für immer von der Gesellschaft, in der du bisher gelebt hast, trennen muß?“

„Mag sein,“ antwortete Harald, „aber ich werde mich hierdurch von meinem Entschlusse nicht abbringen lassen.“

„Und du bildest dir ein,“ fuhr ich dann, heftiger werdend, fort, „daß diese Sängerin, dieses Geschöpf, das seinen entblößten Nacken, seine Arme, seinen Busen in Piccadillys Music-Hall den Blicken einer schaulustigen Menge preisgibt, deiner holden Violet, deinem unschuldigen Kinde, jemals eine richtige Mutter werden kann?“

„Ich bilde es mir nicht ein — ich weiß es.“

„Ja, aber kennst du denn diese Person überhaupt genauer?“

„Nein.“

„So hast du sie also gestern zum ersten Male gesehen, wie ich?“ fragte ich.

„Zum ersten Male — wie du.“

„Ich kann mir nicht denken, daß du von ihrer höchst mäßigen Stimme und ihrem falschen Gesang in so hohem Grade entzückt worden bist.“

„Wäre es aber wirklich der Fall, oder hätte dich vielleicht die Schönheit dieser Sängerin berückt, dann, lieber Harald, bedenke doch:

Mit einem solchen Geschöpfe kann man wohl einmal einen Abend hindurch Champagner trinken, aber man macht sie nicht zu seiner Gemahlin, zur Mutter seines Kindes.“

Da trat er dicht vor mich hin, sah mich mit Blicken an, wie ein zum Tode Verurtheilter, und, indem er mit der Hand drückte, flüsterte er mir zu:

„Etelred, das alles, was du mir jetzt gesagt hast, und was du mir vielleicht noch sagen willst, weiß ich — fühle ich hundertmal besser als du, aber du irrst dich. Cora Dessalines ist keine Unwürdige!

Sie wird mich glücklich machen, und sie ist vom Himmel Violet zur Mutter bestimmt.“

Deshalb gibt es für mich kein Erwägen und kein Zaudern — morgen werde ich die Bekanntschaft der Dame machen und ihr meine Werbung zu Füßen legen.“

„Wenn du das tust,“ stieß ich zornig hervor, „so sind wir für immer geschiedene Leute, Harald, so sehr ich dich auch geliebt habe — unsere Wege gehen auseinander, wenn du dein Leben mit dem dieser abenteurerlichen Gauklerin vereinigst.“

Ich nahm meinen Hut und ging.

Er gab sich nicht einmal Mühe, mich zurückzuhalten.

Sehen Sie, Mister Holmes, was ist der ganze Sachverhalt, und nun entscheiden Sie selbst.“

„Ist es denn nicht meine Pflicht, alle Mittel aufzubieten, diesen Unglücklichen von einem Schritt zurückzuhalten, der ihn ins Verderben stürzen muß, und, vor allem, ist es denn nicht meine Pflicht, Violet zu schützen?“

„Was soll aus dem armen Kinde werden, wenn eine Cora Dessalines in Schloß Dumbarton ihren Einzug hält? Ach! Ich kann nur mit Schauern in die Zukunft blicken.“

Sie sind nachdenklich geworden bei meiner Erzählung, Sherlock Holmes, Ihr Gesicht ist ernst.“

„Sehr ernst, Mylord, wie der Fall, den Sie mir soeben vorgetragen haben“, antwortete der berühmte Detektiv.

„Ah, sehen Sie, so erkennen Sie also sogleich den Ernst der Situation. Sie begreifen also mein Entsetzen, das mich bei der Eröffnung meines Neffen ergriff. Sie können mir nachfühlen, daß ich ihn im ersten Zorn verließ, mit der festen Vornahme, mich überhaupt nicht mehr um ihn zu kümmern.“

Ah, ich habe die ganze Nacht kein Auge zugetan, sondern habe beständig über die Sache nachgedacht, und da — da ist mir plötzlich der Gedanke gekommen, daß der einfache Verstand eines gewöhnlichen Sterblichen nicht dazu ausreichte, dieses Rätsel zu lösen. Du mußt einen Arzt berufen, welcher es versteht, sein Messer an den Leib eines solchen Rätsels zu setzen und ihm unbarmherzig das Krankhafte zu nehmen.“

Da wußte ich keinen besseren als Sie, Mr. Holmes.“

„Ich halte es jedenfalls für sehr richtig, daß Sie mich gerufen haben“, versetzte Holmes, „aber vielleicht wäre es in Ihrem Falle sogar besser gewesen, wenn Sie sich wirklich gleich an einen Arzt gewandt hätten.“

„Es gibt nämlich nur zwei Lösungen des Rätsels.“

„Und die wären?“ fragte Lord Warwick gespannt.

„Entweder“ — sagte Sherlock Holmes, „ist Lord Harald Dumbarton plötzlich geseskrank geworden und wird von der fixen Idee verfolgt, die Chansonettensängerin Cora Dessalines heiraten zu müssen, eine Art des Wahnsinns, die durchaus nicht so selten ist, oder aber er ist das Opfer eines Verbrechens geworden.“

„Eines Verbrechens?“ Verzeihen Sie, Mr. Holmes, aber ich verstehe nicht recht, wie Sie da ein Verbrechen entdecken wollen.“

„Nun denn, offen heraus, ich glaube, man hat Ihren Neffen hypnotisirt. Sagen Sie, Mylord, glauben Sie, daß Lord Harald Dumbarton der Hypnose zugänglich ist?“

„Mein lieber Freund Holmes“, sagte Etelred, indem

er sich überlegend seinen weißen Bart strich, „Sie sehen in mir einen Mann, welcher der Hypnose oder dem tierischen Magnetismus, wie man ihn auch zu nennen pflegt, ziemlich kritisch gegenübersteht.“

Ich bin nämlich durchaus nicht davon überzeugt, daß ein Mensch einem andern seinen Willen aufdrängen kann, ohne ihm auch körperlich zugleich Gewalt anzutun.“

„Ich muß Ihnen darauf erwidern, Mylord“, sagte Holmes, „daß der Hypnotismus keines Beweises mehr bedarf, denn man hat längst aufgehört, ihn im Gebiete der rätselhaften Erscheinungen zu suchen.“

Wir wissen, daß der sächsische Arzt Mesmer, welcher zuerst die wichtige Entdeckung machte, daß ein Mensch seine Willenskraft auf einen andern, dessen Willenskraft schwächer ist, als die seinige, zu übertragen vermag, durchaus nicht irrte.

In vielen Fällen ist der Hypnotismus aufs glänzendste bewiesen worden.

Er wird ja heute sogar in Irrenhäusern als Heilmittel angewendet, und zwar mit gutem Erfolge.“

„Und wer sollte meinen Neffen hypnotisiert haben?“

„Wahrscheinlich eine Person, die ein Interesse daran hat, daß Cora Dessalines die Gemahlin Lord Dumbartons werde. Das wäre in erster Reihe die Chansonettensängerin selbst, dann aber irgend ein Helfershelfer, der vielleicht hinter den Kulissen spielt.“

„Ich habe aber niemals davon gehört, daß Harald sich mit dem Hypnotisieren beschäftigt hätte.“

„Das ist auch gar nicht nötig“, sagte Holmes, „ich selbst verfüge über eine ziemlich bedeutende hypnotische Kraft.“

Ich kann in einem Eisenbahncoupe mit einer Person zusammenfassen und dieselbe solange anblicken, bis sie in Schlaf verfällt.

Oder aber ich kann dieser Person Befehlen, natürlich ohne ein Wort dabei zu sprechen, daß sie plötzlich aufstehe und das Fenster öffne, immer vorausgesetzt, daß meine Willenskraft stärker ist als diejenige der Person, die ich zu meinem Willen zwingen will.“

„Ihre Theorie wird aber durch gewisse Tatsachen widerlegt“, rief der Lord, „ich weiß mit Bestimmtheit, daß mein Neffe Harald in der letzten Zeit ganz allein, zurückgezogen, nur in Gesellschaft seiner Tochter Violet auf Dumbarton gelebt hat.“

„Woher wollen Sie das wissen? Kann er keine Besuche empfangen haben? Verkehrt er nicht vielleicht mit seinem Gutsnachbar, der sich im Besitze bedeutender hypnotischer Kräfte befindet kann?“

„Er hat mit niemandem verkehrt“, beharrte der Lord, „sehen Sie, Sherlock Holmes, ich will es Ihnen nur gestehen, ich habe mich für verpflichtet gehalten, über Violet, die Tochter meiner verstorbenen Nichte, sorgsam zu wachen, und da Lord Dumbarton eine alte Dame in sein Haus genommen hat, die früher in meinen Diensten stand, so hat mir diese fortlaufend Berichte über Leben und Treiben auf Schloß Dumbarton gegeben.“

Aus diesen Berichten weiß ich nun mit Bestimmtheit, daß der Lord ganz besonders in der letzten Zeit so menschenscheu wie möglich war und sich insolgedessen in sein Haus verbrochen hat, wie eine Schnecke in das ihrige.“

In diesem Augenblick wurde die Tür geöffnet. Der Kammerdiener trat ein und flüsterte dem Lord einige Worte zu.

Lord Warwick erbleichte und rief alsdann mit leiser Stimme:

„Er!“

„Lord Harald Dumbarton?“ fragte Holmes hastig.

„Ja, er begehrt mich dringend zu sprechen. Mehr Kammerdiener teilt mir mit, daß er ihn förmlich angefleht hat, ihn bei mir zu melden.“

„So empfangen Sie ihn“, sagte Holmes schnell, „aber, Kammerdiener, sagen Sie kein Wort, daß sich Mylord in meiner Gesellschaft befunden oder daß überhaupt eine Person bei ihm ist. Gehen Sie und führen Sie Lord Dumbarton langsam herein.“

„Und Sie, was wird aus Ihnen, Mr. Holmes?“

„Ich verberge mich, wenn Sie gestatten, hinter diesem Vorhang.“

Und Holmes schlüpfte so schnell wie möglich hinter einen dunkelgrünen Vorhang, der über eine Nische herabfiel.

Eine Minute später trat Lord Harald Dumbarton in das Gemach.

## 2. Kapitel.

### Ein Ruf aus dem Jenseits.

Es war ein hoher, stattlicher Mann, kraftvoll gebaut, mit einem schönen, kräftigen Schnurrbart, dunklen, etwas lichten Haar und offenen und ehrlichen Zügen, die in diesem Moment nur durch eine tiefe seelische Erregung ein wenig entstellt zu sein schienen.

Von einer tiefen Bewegung fortgerissen, eilte er auf Lord Warwick zu, streckte ihm wie flehend beide Hände entgegen und sagte:

„Mein Oheim, mein teuerster Freund — vergiß mir!“

„Was hätte ich dir zu vergeben, Harald?“ fragte Lord Warwick mit milder Stimme.

„Daß ich gegen deinen Willen gehandelt habe.“

„Unglücklicher, du hättest deinen Vorfaß ausgeführt? Du hast jene französische Sängerin aufgesucht, die du gestern abend erst in Piccadillys Music-Hall kennen lerntest?“

„Ich habe sie aufgesucht, Oheim“, versetzte Harald, indem er die Augen niederschlug, „mehr als das, ich habe sie angefleht, mein Weib zu werden.“

„Wahnsinniger, dann bist du verloren.“

„Ich mußte es tun, mein Oheim.“

„Du mußtest? Und wer zwang dich dazu?“

„Ein Ruf aus dem Jenseits!“ — antwortete Dumbarton, indem er die Augen zum Himmel emporrichtete — „und ein Beweis, den ich an Cora Desfalines vorfand, Oheim — sie trug das Spitzenkleid der Königin!“

Lord Warwick mußte schnell auf seinen Reffen zu-eilen und ihn in seinen Armen auffangen, denn als Harald diese letzten Worte mühsam hervorgestoßen hatte, sank er sichtlich in sich zusammen.

Der Lord ließ ihn auf einen Divan nieder, der in der Nähe des grünen Vorhangs stand, hinter welchem Sherlock Holmes verborgen war.

„Wünschst du irgend eine Erfrischung?“ fragte der Lord, „oder vielleicht Kölnisches Wasser? Dir ist momentan unwohl geworden.“

„Ich danke — mein Freund — es ist schon vorüber“, antwortete Harald mit schwacher Stimme, „doch ich fühle, daß ich dir eine Erklärung für die seltsamen Worte schuldig bin, die ich da soeben gesprochen habe.“

Ich weiß ja, du wirst mich für ~~gestes~~ krank halten, aber ich bin es nicht, mein Oheim, ich bin es bei Gott nicht.

Mit mir sind nun in der letzten Zeit so seltsame Dinge vorgegangen, daß mein armer Kopf darunter gelitten hat und ich erst meine Gedanken sammeln muß, um mir klar darüber zu werden, was ich sagen will.“

„So sammle dich und sprich. Denn eine Erklärung erwarte ich in der That von dir, dein Tun ist ebenso seltsam, wie dein Reden.“

„So höre denn“, rief Harald und legte seine fieberheißen Hände auf die des Lords, der sich neben ihn niedergelassen hatte, „höre denn, denn dir, — dir will ich alles anvertrauen.“

Du bist nicht nur mein Oheim, sondern der beste, der einzige Freund, den ich habe, und was weit mehr

ist, du bist Marias, meines heißgeliebten, unvergeßlichen Weibes zweiter Vater gewesen.“

„Wie, Harald, du nennst Maria dein heißgeliebtes, unvergeßliches Weib und setzt in Begriffe, dich zum zweitenmal zu vermählen, mit einer Person, die man nicht mit Maria in einem Atem nennen darf?“

Ich will die Dame übrigens nicht beleidigen“, flügte Lord Warwick hinzu, der in seiner feinen, ritterlichen Auffassung der gesellschaftlichen Rücksichten schon zu weit gegangen zu sein fürchtete, „mein, gewiß, es liegt mir fern, ihr irgend etwas Uebles nachzusagen.“

Aber siehst du, mein Junge, sie ist eine Chansonettensängerin. Solchen Personen geht im allgemeinen kein guter Ruf voraus, und zumindest muß ich eingestehen, daß es einer Lady Dumbarton unwürdig ist, sich von ihrer Vermählung auf einer Bühne zweifelhafter Natur gezeigt zu haben — gezeigt für Geld.“

„Höre mich — höre mich, und dann verurteile mich, wenn du kannst“, rief der junge Edelmann, indem er sich mit beiden Händen an die Stirn griff, „ich brauche dir nicht zu sagen, Eitelred, daß ich Maria, mein Weib, geliebt habe, wie noch niemals ein Weib geliebt wurde.“

Ich betete sie an und sie — ach, sie liebte mich, und wir waren beide so glücklich — so glücklich.“

Und erst, als uns die kleine Violet geboren war, wie standen wir da oft Hand in Hand am kleinen Bettchen und wurden nicht milde, diese Schöpfung der Natur anzusehen, das Kind, unser Kind, Fleisch von unserm Fleische, Blut von unserm Blute.“

Da begann Maria zu kränkeln. Die rostige Farbe ihrer Wangen wich, ihre Augen verloren den Glanz. Sie küßte mich, aber nicht mehr mit jenem Feuer, mit dem sie einst ihre Lippen auf die meinen gedrückt hatte, und dann rief sie selbst unter Tränen aus:

„Ach, wenn Reisen und Vergnügungen keine Freude mehr machen, dann ist es ein Zeichen, daß bald alles vorüber sein wird.“

Und sie hatte prophetisch gesprochen. Ihr Leiden nahm zu, obwohl ich die besten Aerzte berief.

Aber die wußten selbst nicht, mit welcher Krankheit sie es eigentlich zu tun hatten.

Maria steckte hin. Sie wurde immer schwächer, und endlich wurde sie bettlägerig.

Als sie fühlte, daß ihr Ende herankäme, hielt sie meine Hand in der ihrigen, in dieser weißen, durchsichtigen Hand, die nur noch Haut und Knochen war.

Und sie bat mich, mich tiefer über sie zu neigen, damit ich ihre Stimme hören könnte, denn sie hätte mit mir zu reden.

Ich drängte meine Tränen mit Gewalt zurück,

wollte ich ihr doch nicht zeigen, daß ich selbst sie schon aufgegeben, und ich rief ihr zu:

„Sprich, meine geliebte Maria, was hast du mir zu sagen?“

„Es betrifft unser Kind,“ flüsterte sie mit schwacher Stimme.

Harald, ich muß dich bald verlassen und ins Reich der Geister gehen.

Nein, nein, täusche mich nicht, ich weiß ja am besten, wie es um mich steht.

Ich habe dich sehr geliebt, Harald, und ich scheidet sehr schwer von dir, aber ebenso schwer vom Kinde, vom armen, unschuldigen Kinde, das noch so klein, so hilflos ist.

Und ich weiß, Harald, du wirst mich beweinen, du wirst mich betrauern, du wirst dich unglücklich fühlen und meinen, die Sonne könnte dir niemals wieder scheinen und die Blumen niemals wieder blühen.

Aber wenn ich auch nur kurze Zeit unter den Menschen geweilt habe, so weiß ich doch, daß der Mensch nicht ewig weint und nicht ewig klagt, und daß die Zeit eine große Trösterin ist.

Und so wird auch einst der Tag kommen, an welchem du dich wieder auf deine eigenen Rechte besinnen wirst, mein Harald, denn der Lebende, der hat recht, und nur die Toten sind rechtslos!

Die Tränen saßen mir im Halse und erstickten mich fast, als ich sie so sprechen hörte.

Sie aber fuhr nach einer kleinen Pause, während welcher die Arme ihre schwachen Kräfte zusammenraffte, fort:

„Es wird auch sicherlich der Tag kommen, an welchem du das Bedürfnis empfinden wirst, dir eine neue Lebensgefährtin zu suchen.“

Eine andere wird in diesem Hause schalten und walten, und mein Kind wird einer andern angeliefert sein!

Niemals — niemals! rief ich aus und wollte die Hand zum Schwur heben. Aber sie stieß heftig mit leiser Stimme hervor:

„Schwöre nicht, du bist ein Mann, du bist ein Mensch. Ich werde dir auch nicht sühnen, wenn ich aus dem Reiche der Geister niederblicke und dich an der Seite einer andern sehe.“

Aber wähle eine Würdige! Und weil die verkärten Geister mehr sehen, als die Irdischen, deren Augen geblendet sind, weil die Binde noch nicht von ihnen gefallen ist, so werde ich diejenige suchen, welche an Violet Mutterstelle vertreten soll.

Ich werde sie dir bezeichnen, daß du sie findest, so deutlich, daß kein Zweifel darüß bestehen kann.

Ich weiß es, Gott wird mir gnädig sein und wird es mir gelassen, zu diesem Zwecke noch einmal auf die Welt zurückzukehren.

Und ich schwöre dir, ich werde kommen und werde dir ein Zeichen geben, damit du die rechte finden kannst!

Während sie die letzten Worte sprach, wurde sie auffallend schwach, die Worte rangen sich nur noch wie ein Hauch von ihren Lippen.

Wenige Minuten später verschied Maria in meinen Armen.

Ich schrie entsetzt auf, als ich merkte, daß ich nur noch eine Leiche in meinen Händen hielt.

Entsetzen erfaßte mich. Ich stürmte zur Thür und wollte um Hilfe rufen.

Als ich die Thür aufriß, da stand Madame Gadinard, die französische Gefährtin meiner armen Frau, vor mir. Niemals werde ich den Blick vergessen, den sie auf mich heftete.

Es war ein Blick so tiefen Mitleides. Sie war die erste, der ich zuzufen konnte:

„Mein Weib ist tot! Die Lady ist gestorben!“

Lord Harald mußte seine Erzählung unterbrechen. Er mußte erst seine Gedanken wieder sammeln und erst wieder ruhiger werden, denn die Erinnerung hatte ihn übermannt.

„Weiter — weiter, mein lieber, armer Freund“ — sagte Lord Warwick, indem er den Arm um die Schulter Haralds schlang.

„Drei Tage später wurde Maria in der Gruft meiner Ahnen zur letzten Ruhe beigesetzt.“

Drei Tage und drei Nächte, so lange die Leiche sich noch über der Erde befand, hatte ich am Sarge gesessen und gewacht und geweint.

Dann aber, als man mir sagte, daß es Zeit sei, mich von den sterblichen Ueberresten Marias zu trennen, da fühlte ich plötzlich die Verpflichtung, ihr ein Versprechen zu erfüllen, das ich ihr einst gegeben.

Sie hatte mich nämlich gebeten, sie so schön wie möglich begraben zu lassen. Geschmückt wie eine Königin — hatte sie zu mir gesagt.

Ich rief Madame Gadinard, welche die Vertraute meiner Frau gewesen war, und fragte sie, welches Kleid meine Gattin am liebsten getragen hätte.

Und sie antwortete mir: „Das Spitzenkleid der Königin!“

Ich muß dir nun erzählen, welche Bewandnis es mit diesem Spitzenkleid der Königin hat, obwohl du es schon zum Teil wissen wirst.

Du weißt, daß die Dumbartons zur Zeit Maria Stuarts von Schottland, jener unglücklichen Königin,

welche schließlich das Schafott bestieg, sehr eifrige Katholiken waren.

Ein Dumbarton gehörte damals zu den vertrauesten Freunden der Königin, und seine Gemahlin weilte bei Maria Stuart, als die Vielgeprüfte ihre letzte Nacht durchwachte.

Als der Morgen kam und man ihr ankündigte, daß der Henker warte, da wandte sie sich an meine Ahnfrau und sagte zu ihr:

Ihre Liebe, meine gute Lady Dumbarton, kann ich nicht belohnen, alle Worte wären zu gering, Ihnen für Ihre Treue zu danken.

Aber ein Andenken will ich Ihnen hinterlassen. Nehmen Sie das kostbare Spitzenkleid, das mir einst der heilige Vater schickte und von dem er mir schrieb, daß er das Gewebe gesegnet habe.

Möge Sie dieses Spitzenkleid immer an Ihre arme Königin erinnern, welche der Welt zu früh Lebwohl sagen muß!

Meine Ahnfrau betrachtete dieses Kleid als ihr kostbarstes Kleinod. Sie trug es nicht, sondern verwahrte es in einem gläsernen Schrein, den sie eigens dazu hatte anfertigen lassen.

Im Laufe der Jahrhunderte blieb das Spitzenkleid der Königin, wie es in der Familie getreulich genannt wurde, immer den Dumbartons erhalten, und mit größter Sorgfalt wurde es bewacht, daß es auch nicht im geringsten Schaden leide.

Aber es blieb nicht immer im gläsernen Schrein.

Es kam irgend eine schöne Lady Dumbarton, welche sich gern schmückte, und auf einem großen Feste, auf dem sie vor allen andern Frauen mit ihrer Toilette prunken wollte, legte sie das Spitzenkleid der Königin an.

Sie war die Königin des Abends. Das Spitzenkleid wurde allgemein bewundert, und in der That ist es auch eine unschätzbare Kostbarkeit.

Denn die Spitzen sind natürlich echt, sie sind von spanischen Spitzenwebern, welche bekanntlich an Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit die Brüsseler noch bei weitem übertreffen, angefertigt, und ein Sachverständiger, den ich einmal befragte, erklärte, daß der Wert dieses Kleides überhaupt nicht zu taxieren sei.

Seitdem jene Lady Dumbarton das Kleid zum erstenmal auf einer großen Festlichkeit getragen, wurde das Gewebe auch von andern Frauen meiner Familie in späteren Jahren hin und wieder praktisch benützt.

Schließlich bildete sich der Brauch heraus, daß jede Lady Dumbarton im Spitzenkleid der Königin an den Altar treten mußte, wenn sie sich vermählte.

Auch Maria hatte das Spitzenkleid der Königin getragen, als wir miteinander getraut wurden.

Dann war es wieder in den gläsernen Schrein gewandert.

Aber stets hatte Maria die größte Vorliebe für dieses Gewand verraten, und Madame Gagnard versicherte mir jetzt, dieses Kleid sei das besonders bevorzugte meiner Gemahlin gewesen.

Wohlan denn — rief ich aus — so will ich gegen die Tradition meines Hauses handeln! Das Spitzenkleid der Königin begleite Maria ins Grab!

Und ich gab den Befehl, die Leiche in das kostbare Gewebe zu hüllen.

So lag Maria jetzt im Sarge. Ich küßte sie zum letztenmal und dann —

Laß mich des Augenblicks nicht gedenken, in welchem der Sargdeckel geschlossen wurde, in dem die Hammerschläge, mit denen die Nägel in den Sargdeckel hineingetrieben wurden, das Schloß durchhalten, einen furchtbaren Widerhall in meiner Seele hervorrufend.

Jahre vergingen.

Ich war ein einsamer Mann geworden. Ich besaß nichts, als mein Kind, das ich abgöttisch liebte und als meine Freundschaft, Eitelred.

Wie oft fragtest du zu mir: Kehre in die Welt zurück, nimm dir ein Weib. Magst du auch Maria noch so heiß und innig geliebt haben, du darfst dein Leben nicht so freudlos dahinleben. Denke an dein Kind. Violet muß eine Mutter haben.

Wohl dachte ich daran, ihr eine Mutter zu geben, denn ein Mäddchen bedarf der führenden, leitenden Hand eines Weibes.

Die Hand eines Mannes ist zu hart, eine Tochter zu führen. Aber ich dachte an die Worte, die meine arme, sterbende Maria mir zugeflüstert hatte: Ich werde dir ein Zeichen geben, damit du die rechte findest!

Das Zeichen aber war mir noch nicht gekommen.

Oft, wenn ich die Nacht über in meinem Arbeitszimmer allein saß, dachte ich darüber nach.

Ach, ich fing an, daran zu zweifeln, daß die Geister der Verstorbenen sich mit uns in Verbindung setzen könnten.

Ich habe viele Werke darüber gelesen, Eitelred. Aber ich fand den Spiritismus und seine Lehren unglauwürdig. Ich prüfte, forschte und blieb noch immer ein Zweifler.

Da sollte ich eines Tages eines Besseren belehrt werden.

Und Harold schwieg und blickte mit großen Augen,

die von seltsamem, unheimlichem Feuer erfüllt waren, den Freund an.

Dann rückte er näher an den Lord heran.

Er blickte sich noch einmal schein um, als fürchte er, belauscht zu werden, und die Hand des Lords ergreifend und mit zitterndem Druck pressend, stieß er mit leiser Stimme hervor:

„Etelred, mein Freund — ich habe sie gesehen.“

„Wen?“ fragte Lord Warwick, der einen Schauer nicht von sich abwehren konnte.

„Sie — Maria — mein Weib! Vor sieben Nächten war es — ja — ja — da — da habe ich sie gesehen, so, wie sie im Sarge vor mir lag, so bleich, so schön. Und sie trug — das Spitzenkleid der Königin.“

Die Stimme Haralds erstarb im Kflüstern. Er rang nach Atem, dann erst war er fähig, fortzufahren:

„Vor sieben Nächten saß ich in der großen Halle, in welcher der Sarg Marias vor ihrer Beerdigung gestanden.“

Wenn die Nächte so hell waren, so mondhell, dann zog es mich seltsamerweise immer gerade in diese Halle.

Und dann saß ich am Kamin in einem Sessel und trauerte — träumte von Maria, meinem Weibe. Ich vergegenwärtigte mir alle seligen Stunden, die ich mit ihr genossen hatte.

Die Turmlocke verkündete die zwölfte Stunde der Nacht.

In demselben Augenblick, in welchem der letzte Schlag verhallte, war es mir, als vernehme ich hinter mir ein Rauschen. Ich wandte mich um — da —

Ich glaubte, wahnsinnig werden zu müssen, das Blut in meinen Adern erstarrte zu Eis, ein eisiger Schauer lief über meinen Körper hinab.

Da sah ich — Etelred, ich schwöre dir, daß ich weder wahnsinnig war, noch träumte — da sah ich Maria vor mir stehen — Maria im Spitzenkleid der Königin —

Sie war nur zehn Schritte von mir entfernt, aber als ich mich von meinem Sessel erhob, die Arme ausbreitete und anzusprechen wollte:

„Maria — Maria, du kehrst mir zurück — ich habe dich wieder“ da — da hob sie die Hand empor, und diese eine Bewegung verschloß mir die Lippen, und ich sank auf meine Knie nieder.

„Ich konnte, mein Wort einzulösen“ — erlang es da aus ihrem Munde, und es war ihre himmlische Stimme, welche zu mir sprach, diese Stimme, die ich niemals vergessen konnte, seitdem ich sie zum erstenmal vernommen — die Stunde ist da — gib meiner kleinen Violet die Mutter wieder!

Fahre nach London. Besuche nach sieben Nächten —

von heute ab gerechnet — Piccadillys Music-Hall! Wer dir dort in dem Kleide entgegentritt, das ich jetzt trage, das Weib, das du im Spitzenkleide der Königin erblickst, das wähle, das wird meinem Kinde meine Sorgfalt ersehen und dir meine Liebe.“

Ein Donnerschlag erdröhnte plötzlich, das Licht, in welchem sich mir Marias Gestalt gezeigt hatte, verschwand, der Mondschein strömte wieder hell durch das Fenster in das Gemach hinein.

Ich aber sank zurück und streckte mich auf dem Boden, denn ich hatte die Besinnung verloren.

Als ich wieder zu mir kam, meinte ich, alles sei nur ein Traum gewesen.

Aber in der nächsten Nacht saß ich wieder in der Halle, denn ich wollte sehen, ob der Geist wiederkehren würde.“

„Und er kam?“ fragte der Lord.

„Ja, er kam. Aber diesmal zeigte er sich nur eine Sekunde. Er hob die Hand empor, und der Geist Marias rief mir zu:

„In sechs Nächten von heute ab — vergiß es nicht!“

Dann blieb die Erscheinung aus.

Aber vor drei Nächten kam sie noch einmal wieder, und wieder rief sie mir zu:

„Diejenige, die du im Spitzenkleid der Königin erblickst — sie ist die rechte!“

Da litt es mich nicht länger auf Schloß Dumbarton.

Ich eilte hierher, und ich führte dich mit mir nach Piccadillys Music-Hall.

Bis dahin hatte ich von diesem Theater noch nie etwas gehört.

Aber hätte mir der Geist zugerufen, ich sollte mich in den Ozean stürzen, weil ich auf dem Grunde des Meeres diejenige finden würde, die mir vom Himmel zugedacht war als meine zweite Frau, als zweite Mutter meines Kindes, ich hätte es auch getan.

Da — da sah ich Cora Dessalines.

Ich schrie auf vor Entsetzen, als ich sie erblickte, denn sie trug das Spitzgewebe, in welchem Maria, mein Weib, von mir selbst in den Sarg gelegt worden ist, mit dem sie beerdigt worden war.

Tun weißt du, Etelred, warum ich die französische Sängerin zu meinem Weibe machen muß.

Tun weißt du, Etelred, warum ich heute erkläre habe, daß ich ihr meinen Namen geben will, und weshalb ich sie gebeten habe, mit mir nach Schloß Dumbarton abzureisen, um meine kleine Violet kennen zu lernen und bis zu unserer Vermählung, die in kürzester Zeit stattfinden wird, einen Flügel meines Schlosses zu bewohnen.

Und nun verdamme mich — wenn du kannst.

Ich weiß alles, alles, was gegen meine Wahl spricht, aber ich weiß auch, daß die verklärten Geister mehr wissen, als wir Sterblichen und weiß, daß Maria, mein verstorbenes Weib, mir befohlen hat, sie heimzuführen.“

„Und Cora Desfallines hat sogleich eingewilligt?“ fragte Lord Warwick mit tonloser Stimme.

„Sie hat eingewilligt. Sie ist eine Waise, sie steht ganz allein in der Welt. Natürlich muß es für sie als ein Glück erscheinen, Lady Dumbarton zu werden.“

Daß sie so schnell meine Werbung angenommen hat, ist deshalb durchaus nicht auffällig und spricht nicht gegen ihren Charakter.“

„Und wann gedenkst du sie nach Schloß Dumbarton zu führen?“

„Ich komme, um von dir Abschied zu nehmen“, sagte der junge Edelmann, indem er sich erhob, „in einer Stunde reisen wir.“

„Harald“, stieß da Lord Warwick mit bewegter Stimme hervor, „Harald, ich beschwöre dich noch einmal, mein Freund, bedenke, was du tust.“

Harald, ich will dir meine Zweifel an deiner Geistesgeschichte nicht aufdrängen, ich will nicht darauf hinweisen, daß alle aufgeklärten Menschen nicht an übernatürliche Erscheinungen glauben.

Ich will nicht sagen, daß du dich getäuscht hättest, oder daß dein Gemüt von der Trauer um dein Weib erkrankt sei.

Ich rufe nur deinen gesunden Menschenverstand zu Hilfe und frage dich: wie kannst du es über dich gewinnen, ein Weib, das du so wenig kennst, wie diese Cora Desfallines, in dein Schloß zu führen, um sie zur Mutter deines Kindes zu machen?“

„Still, mein Freund, ich wußte, daß ich dich nicht überzeugen würde. Aber ich habe meine Freundespflicht erfüllt, ich habe dir die volle Wahrheit gesagt.“

Eedwohl, wir sehen uns vielleicht niemals wieder!“

Und ehe Lord Warwick es verhindern konnte, hatte Harald seine Hand ergriffen und an seine Lippen geprüßt.

Dann eilte Lord Dumbarton schnell zur Tür.

Hier wandte er sich noch einmal um, nickte noch einmal seinem Freunde wohlwütig zu — dann war er verschwunden.

In demselben Moment, in welchem die Tür sich hinter ihm schloß, schlug Sherlock Holmes den grünen Vorhang auseinander und trat wieder ins Zimmer hinein.

„Sie haben gehört, Myrten Holmes?“ fragte der Lord mit tiefbekümmelter Miene.

„Alles.“

„Nun, und Ihre Meinung?“

„Daß es Arbeit für mich geben wird“, antwortete Holmes, „wir haben es hier mit geriebenen Verbrechern zu tun, die vor den furchtbarsten Mitteln nicht zurückgeschreckt sind, den armen Lord Harald Dumbarton in ihre Finger zu bekommen.“

Aber Holmes wird ebenfalls vor keinem Mittel zurückweichen, ihre Pläne zu durchkreuzen. Lord Warwick, ich übernehme den Fall Dumbarton!“

### 3. Kapitel.

## Ein Spitzenjammler.

Die Insel Wight, auf welcher sich das alte Schloß, der Stammstolz des Geschlechts Lord Harald Dumbarton, erhob, ist durch die Meerenge Solent und Spidhead vom englischen Festlande getrennt und liegt etwa sechs Kilometer weit vom Lande entfernt.

Eine Kette von Kreidehügeln durchzieht die Mitte der Insel vom Culver Cliff im Osten, bis zu den zackigen, von den Meereswogen zernagten „Needles“ im Westen.

Eine zweite hohe Hügelreihe liegt im Süden der Insel und bildet hier eine hohe malerische Steilküste.

Dieser südliche, durch Felsenmauern begrenzte Teil der Insel ist es, welcher durch sein gesundes Klima weit und breit bekannt geworden ist.

Myrten, Fuchsen, Verbenen und andere exotische Pflanzen gedeihen hier im Freien.

Daher haben denn auch die reichen Engländer hier ihre Landhäuser sich aufgebaut, denn nirgends konnten sie den heißen Sommer angenehmer und gesünder verbringen, als hier am Strande des Meeres, gegen die rauhen Winde durch die gewaltigen Kreidefelsen geschützt, die gewissermaßen in ihrem Rücken eine sichere Mauer bildeten.

Hier hat auch die Königin Viktoria von England, unter deren Regierung unsere Geschichte spielt, sich ihrer herrlichen, weltberühmten Sommerpalast errichtet.

Hier verlebte sie ihre schönsten und glücklichsten Tage an der Seite ihres geliebten Prinzenmahls.

Schloß Dumbarton lag jedoch nicht in diesem Teile der Insel, aber auch nicht ganz in dem unwirtlichen Norden derselben, sondern ungefähr dort, wo der Übergang der herrlichen Vegetation zu dem rauheren Klima war.

Am Fuße einer gewaltigen Felsenmauer baute sich

das Schloß auf, und es war ohne Zweifel eines der ältesten, aber auch stolzesten Gebäude der Insel.

Von den Fenstern des Schlosses Dumbarton konnte man das weite Meer überblicken, aber auf der andern Seite des Schlosses erhob sich ein stolzer Eichenwald, der übrigens einen der spärlichen Ueberreste der Wälder bildete, welche die Insel Wight einst besaß, die aber jetzt größtenteils schon gelichtet sind.

Jenseits dieses Parkes, bis hart an die Küste herankommend, erhob sich damals eine Anzahl kleiner Hütten.

Sie wurden von Fischern bewohnt oder von Leuten, welche ihren Unterhalt aus den Arbeiten zogen, die sie für die Vornehmen und Reichen auf der Insel verrichteten.

Diese Häuser bildeten gewissermaßen das Dorf Dumbarton.

Vor dem Wirtshaus des Dorfes, einem armselig aussehenden kleinen Hause, waren soeben zwei Reisende angekommen, die mit einem kleinen Dampfer auf Wight gelandet waren.

Es war ein vornehm aussehender Kavalier mit seinem Diener.

„Ich bin der belgische Graf Löwen“, wandte sich der Kavalier an den dienstfertig herbeieilenden Wirt, „und ich gedenke mich nur einige Tage auf der Insel Wight aufzuhalten.“

Kann ich denn in Ihrem Wirtshause für mich und meinen Diener Zimmer bekommen?“

„Ganz gewiß“, antwortete der Wirt, „vorausgesetzt, daß Euere Gnaden mit den einfachen Räumen meines Hauses vorlieb nehmen wollen.“

„Baptist“, rief der Graf, zu seinem Diener gewendet, der übrigens noch ein ziemlich junger, aber hübscher, aufgeweckter Bursche war, dem die dunkelblaue Livree mit den silbernen Knöpfen sowie Aufschlägen ausgezeichnet stand, „bringe meine Koffer in das Haus, und dann — mache dich sogleich auf den Weg.“

Graf Löwen folgte dem voranschreitenden Wirt, der dem vornehmen Gaste sein bestes Zimmer eingeräumt hatte und auf dessen Wunsch sein junger Diener dicht neben ihm einquartiert wurde.

Dann wiederholte der Graf vor dem Wirt nochmals:

„Baptist! trage jetzt meine Karte fort — der Herr Wirt wird dir den Weg nach Schloß Dumbarton beschreiben.“

„Sie wollen nach Schloß Dumbarton hinüber gehen?“ fragte der Wirt den jungen Diener, als er sich mit ihm wieder auf der Trepppe befand, „nun, das ist nicht sehr weit von hier, höchstens fünf Minuten.“

Und dann, mit dem Diener unter die Haustür tretend, fuhr er fort:

„Sehen Sie den Eichenpark dort drüben — durch den gehen Sie, und Sie treffen dann gerade auf das Schloß.“

Der Herr Graf ist wohl mit unserm Schloßherrn Lord Harald Dumbarton bekannt?“

„Das glaube ich nicht“, versetzte Baptist, „aber er will jedenfalls mit ihm bekannt werden, und ich soll nun den Herrn Grafen gewissermaßen anmelden.“

„Aun, wenn Sie nur das Glück haben“, meinte der Wirt kopfschüttelnd, „für gewöhnlich empfängt Seine Herrlichkeit, der Lord, keine Besuche, aber bei dem Herrn Grafen macht er vielleicht eine Ausnahme.“

Also Glück auf den Weg.“

Zwei Minuten später war der junge Diener im Eichenwalde verschwunden, und nach einer Viertelstunde kehrte er wieder in das Dorfwirtshaus zurück.

„Du brauchst nicht allzu leise zu sprechen“, flüsterte Graf Löwen seinem jungen Diener zu, nachdem dieser die Thür des Simmers hinter sich geschlossen hatte.

Ich habe die Wände genau untersucht — sie sind massiv.

Also hast du ihm meinen Brief überreicht?“

„Ja, Sir.“

Er hat ihn mit großem Erstaunen gelesen und ist offenbar in nicht geringe Verlegenheit geraten. Er schien nicht zu wissen, was er mir für eine Antwort auf den Weg geben sollte.

Endlich sagte er zu mir:

„Der Besuch des Herrn Grafen wird mir angenehm sein.“

„Dann machen wir uns auf den Weg“, rief Graf Löwen.

„Du begleitest mich, Harry, und während ich nun oben mit dem Lord spreche, verjuchst du, dich ein wenig mit der Dienerschaft des Schlosses zu befreunden, denn das trägt immer gute Früchte.“

Wenige Minuten später verließen Herr und Diener das Haus.

Durch den herrlichen Eichenwald gelangten sie schon nach kurzer Zeit zum Schloß.

Der alte Kammerdiener des Lords wußte offenbar von seinem Herrn schon, daß er einen Besuch erhalten würde, denn er führte den Grafen sofort über die breite Eichtreppe hinauf in das obere Stockwerk und ließ ihn in ein altertümlich eingerichtetes Gemach eintreten, während Baptist unten in der großen Halle verblieb.

Graf Löwen brauchte nicht lange zu warten.

Denn schon öffnete sich die Thür, und Lord Harald Dumbarton trat in das Zimmer.

„Ich heiße Sie auf Schloß Dumbarton willkommen, Herr Graf“, sagte Lord Harald, indem er sich verneigte, „aber Sie sehen mich einigermaßen erstaunt über den Besuch, dessen Grund ich mir leider nicht erklären kann.“

„Gestatten Sie vor allen Dingen, daß ich mich bei Ihnen mit meinem ganzen Namen vorstelle“, versetzte der blondbärtige Fremde.

„Ich heiße Graf Maximilian Edwen. Meine Besitzungen liegen in Belgien, ich selbst wohne aber gewöhnlich in Brüssel.“

Und der Grund meines Besuches wird Ihnen sofort klar werden, wenn ich Ihnen sagen werde, daß ich ein leidenschaftlicher Sammler von alten Spitzen bin.“

Lord Harald trat einen Schritt zurück, dann deutete er auf einen Sessel und sagte:

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Graf, und sagen Sie mir, inwiefern Sie mich mit Ihrer Neigung für alte Spitzen in Verbindung bringen?“

„Ja, sind Sie denn nicht der Besitzer des kostbarsten Schatzes, den die Geschichte der Spitzenindustrie kennt?“ rief Graf Edwen.

„Ich es denn nicht jedem, der sich mit diesem Gegenstand schon einmal beschäftigt hat, klar, daß es nichts Wertvolleres auf der ganzen Welt gibt, als das Spitzenkleid der unglücklichsten Königin Maria Stuart, und ist denn daselbe nicht Ihr Eigentum?“

Lord Harald geriet in eine nervöse Erregung, und unruhig rückte er auf seinem Sessel auf und nieder, und man sah ihm deutlich an, daß er am liebsten das ganze Gespräch abgebrochen hätte.

Aber Graf Edwen fuhr ruhig fort:

„Es ist mein heißester Wunsch, dieses kostbare Kleinod wenigstens einmal zu sehen.“

Ich wage nicht daran zu denken, es Ihnen abzukäufen, denn Sie werden sich doch schwerlich davon trennen wollen.

Aber andererseits werden Sie mir gewiß den Wunsch nicht versagen, das Spitzenkleid der Königin mir anzusehen.“

„Ich hoffe, Sie werden mir nicht zürnen, Herr Graf“, gab jetzt Lord Harald mit unsicherer Stimme zur Antwort, „wenn ich Ihnen Ihre Bitte rundweg abschlage.“

Ich bin leider gezwungen dazu, denn — denn das Spitzenkleid der Königin befindet sich an einem Orte, den Sie nicht betreten können.“

Und als Graf Edwen seine Blicke forschend und

verwundert auf Lord Harald richtete, fuhr dieser in gesteigerter Verlegenheit fort:

„Es ist eine traurige Angelegenheit, die ich jetzt berühren muß, um Ihnen die volle Wahrheit zu sagen.“

Wohl besaß ich das Spitzenkleid der unglücklichen Königin Maria Stuart, aber — aber diese unergiebliche, kostbare Reliquie war auch meiner verstorbenen Gattin lieb und teuer.

Und als mir der unerbittliche Tod meine geliebte Frau entriß, da entschloß ich mich, sie in diesem Spitzenkleid begraben zu lassen.

Und Sie werden begreifen, Herr Graf, daß wir die Pietät gegen die Tote verletzten würden, wollten wir versuchen, in die Gruft meiner verstorbenen Gemahlin einzudringen, wollten wir den an Wahnsinn grenzenden Gedanken hegen, den Sarg meiner geliebten Frau zu öffnen, nur, um die allerdings berechnete Neugierde eines passionierten Sammlers von alten Spitzen zu befriedigen.“

Jetzt schien Graf Edwen in einige Verlegenheit zu geraten.

Er drehte die Spitze seines blonden Schnurrbartes auf, und nachdem er eine Minute lang geschwiegen hatte, sagte er:

„Sie waren mir gegenüber aufrichtig, Mylord, gestatten Sie nun, daß ich es Ihnen vis-a-vis auch bin.“

Was Sie mir da soeben gesagt haben, wußte ich bereits, diejenigen Personen, welche Spitzenkultur treiben, wenn ich mich sachmännlich ausdrücken soll, ist es längst bekannt, daß Sie Ihrer verstorbenen Gemahlin dieses kostbare Gewand ins Grab mitgegeben haben.

Wer würde Sie denn darum tadeln, Mylord — was Sie getan haben, ist zu begreifen und Ihnen nachzufühlen, aber — ich muß Ihnen eine seltene Entdeckung machen.“

Lord Harald hielt den forschenden Blick, den der Graf auf ihn richtete, nicht aus.

Er schlug jetzt die Augen nieder.

„Dieses kostbare Spitzenkleid der Maria Stuart“, fuhr Graf Edwen mit erhobener Stimme fort, „befindet sich offenbar nicht mehr in dem Sarge, in welchem die Lady Maria Dumbarton ruht, denn — das Spitzenkleid wurde in der letzten Zeit gesehen.“

Die Blässe auf dem Antlitz Lord Haralds vertiefte sich.

„Gesehen?“ stieß er mit erregter Stimme hervor — „das kann nur auf einem Irrtum beruhen — oder es handelt sich hier um eine Fälschung, um eine geschickte Nachahmung des Spitzenkleides.“

„Von einer Fälschung, Mylord“, sagte Graf Edwen mit fester Bestimmtheit, „kann keine Rede sein.“

Ich selbst habe das Kleid gesehen — es war das Original.

Und der Gedanke, Mylord, daß ein heiliges Kleid in unwürdige Hände gefallen sein könnte, hat mich veranlaßt, die weite Reise von Brüssel bis auf die Insel Wight zu unternehmen.

Denn ich mußte mir darüber Gewißheit verschaffen, ob die Veräußerung dieser Reliquie mit Ihrem Wissen und Willen geschehen sei.

Oder ob hier vielleicht ein Verbrechen, ein Substanzklück vorliegt?

O, ich bin fest davon überzeugt, daß Sie, Mylord, niemals die Einwilligung gegeben haben würden, da das Spitzenkleid der Königin, das schon seit Jahrhunderten sich im Besitz Ihrer Familie befindet —

„Halten Sie ein, Herr Graf“, unterbrach Harald mit fester, schönmütiger Stimme den Sprechenden.

„Sie befinden sich in einem Irrtum.“

Das Spitzenkleid der Königin ist mit meinem Willen in andere Hände übergegangen.

Und ob diese Hände unwürdig genannt werden dürfen, das müssen Sie meiner Beurteilung überlassen, Herr Graf, und ich weise Ihre Bemerkung zurück!“

Graf Löwen erhob sich.

„Wenn die Sache so liegt“, sagte er, sich stolz verneigend, „habe ich hier nichts mehr zu tun — Mylord, verzeihen Sie mir, daß ich Ihre kostbare Zeit in Anspruch genommen habe.“

Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß die Angelegenheit für mich vollkommen abgetan ist, und ich danke Ihnen für Ihre Auskunft.“

„Herr Graf, ich empfehle mich Ihnen.“

„Mylord — leben Sie wohl.“

Mit eisiger Kälte wurden diese letzten Worte zwischen den beiden Männern gewechselt.

Dann zog Graf Löwen sich zurück und öffnete eine Tür, die ins Vorgemach führte.

Im selben Moment blieb er aber betroffen stehen; dann aber verneigte er sich grüßend und ließ ein Weib von wunderbarer Schönheit, die für ihn nur ein stolzes Neigen des Hauptes hatte, an sich vorüber rauschen.

Aber als Graf Löwen jetzt langsam über die teppichbelegte Treppe schritt, da murmelte er vor sich hin:

„Er hat meinen Angriff abgeschlagen — ohne es zu wissen und zu ahnen, arbeitet er gegen sich selbst.“

Sich wollte ihn bewegen, mit mir gemeinsam die Totengruft seiner Ahnen zu betreten und den Sarg seiner verstorbenen Gattin zu öffnen, dann hätte sich der Unglückliche davon überzeugt, daß das Spitzenkleid gestohlen ist.

Diese schöne Dame, die da übrigens so hoheitsvoll an mir vorübergeschwebt ist, war natürlich keine andere als — Cora Dessalines, die schöne Chansonettenfängerin aus Piccadillys Musik-Hall.

Sie hat sich bereits hier im Schlosse eingemischt und spielt, wie es scheint, schon die Herrin.

Nun, ich werde sie im Auge behalten, und was die Gewißheit anbelangt, ob das Spitzenkleid geraubt ist oder nicht, ob frevelhafte Hände die letzte Ruhestätte der armen Lady Maria erbrochen haben — die werde ich mir schon allein verschaffen — komm, Baptist.“

Die letzten Worte des angeblickten Grafen Löwen galten seinem jungen Diener.

Jetzt schritt er mit ihm aus dem Schloß wieder ins Freie hinaus.

Solange sie noch von den Fenstern des Schosses aus beobachtet werden konnten, wechselten Graf und Diener kein Wort.

Aber sobald sie hinter den Bäumen der Eichenwaldung verschwunden waren, rief Graf Löwen mit leiser Stimme:

„Komm jetzt an meine Seite, Harry — ich hoffe, du hast deine Zeit nicht unbenutzt gelassen?“

Hast du etwas von den Dienern erfahren?“

„Eine ziemlich spärliche Ausbeute, Mr. Holmes“, antwortete Harry Tagon, denn er war Baptist, ebenso wie unter der Maske des Grafen Löwen sich der berühmte Detektiv verbarg.

„Vor allen Dingen, was den Kammerdiener anbelangt, so ist er ein alter Murrkopf, der die Zähne kaum auseinander bringen kann.“

Trotzdem hat er mir, wider seinen Willen, etwas verraten, nämlich, daß die Zimmer der Cora Dessalines sich im linken Flügel des Schosses befinden, und daß sie durch ihren Hochmut und ihre Aufgeblasenheit schon alle Diener gegen sich aufgebracht hat.

Ferner weiß ich, daß Miss Violet eine heftige Abneigung gegen diese Person empfindet, worüber Lord Harald höchst unglücklich ist.

Und doch bemüht sich die Chansonettenfängerin, das kleine Fräulein durch Schmeicheleien zu umgarnen.“

„Violet hat den Instinkt der Unschuld“, antwortete Sherlock Holmes.

„Doch weiter — hast du vielleicht sonst eine Bekanntschaft gemacht?“

„Ja, Meister.“

Zum Glück entfernte sich nämlich der alte Murrkopf bald, weil im oberen Stock heftig geläutet wurde. Da murmelte er die ganze Geschichte, die ich Euch

erzählt habe, vor sich hin und schloß mit einem derben Kluck auf die Fremde.

Dann war ich zwei Minuten allein in der Halle, bis plötzlich ein reizendes rothaariges Mädchen erschien — eine Irländerin, eine für Mademoiselle Cora engagierte Jose.“

„Josen sind immer gute Auskunftsbureaus“, meinte Holmes, „was hast du denn von ihr erfahren?“

„Ich habe mich ein wenig an sie heran gemacht“, versetzte Harry Tagon, „und habe sie durchblicken lassen, daß ich nicht abgeneigt sei, mit ihr für die nächste Zeit ein kleines Liebesverhältnis anzubahnen, da mein Herr Graf Edwin sich wahrscheinlich längere Zeit auf der Insel Wight aufhalten würde.“

Sie nahm meine Erklärung ziemlich freudig entgegen, denn sie scheint sich auf Schloß Dumbarton verdammt zu langweilen.

Ich fragte sie, wie es ihr gefiele, und sie antwortete mir:

„Wie kann es denn einem achtzehnjährigen Mädchen in einem alten Mauerkasten gefallen, in dem es nur zwei Männer gibt, den Lord, der immer verweinte Augen hat, und einen alten Brummbar, von dem kein gerades Wort zu hören ist.“

„Aber der Kutcher, der Reifknecht“, fragte ich.

„Ach, die übrige Dienerschaft wohnt ja in einem kleinen Gebäudchen, das vom Schloß etwa fünfzig Schritt entfernt ist.“

„Und wie sind Sie denn mit Ihrer neuen Herrin zufrieden?“

Entschädigt Sie diese wenigstens durch Güte und Freigebigkeit für diesen so wenig lustigen Posten?“

„Oh, mit Cora Dessalines werde ich mich schon verständig!“ versetzte das Kammermädchen.

„Und wenn wir erst Lady Cora sind, dann wird sich wohl manches hier machen lassen.“

„Der Lord ist wohl in die schöne Dame sehr verliebt?“ fragte ich jetzt.

„Ja, daraus bin ich noch nicht klug geworden“, versetzte Emmy. Ich habe noch nicht ein einziges Mal gesehen, daß er sie geküßt hätte. Können Sie sich wohl so etwas vorstellen?“

„Ich?“ antwortete ich ihr, „unmöglich, — ich muß lässeln, wenn ich ein schönes Frauenzimmer sehe!“

Damit nahm ich sie um die Taille, und, Meister Holmes, ich habe mich im Interesse unseres Geschäftes überwinden und ihr einen Kuß auf die Lippen gedrückt.“

„Na, na, wird dir nicht so schwer geworden sein!“ lachte Sherlock Holmes.

„Aber hoffentlich hat dir der Kuß das Sesam ihrer Geheimnisse erst recht erschlossen.“

„Das will ich meinen.“

Jetzt sprudelte es von ihren Lippen wie ein frischer Quell.

Sie teilte mir im Vertrauen mit, daß es um die Garderobe der Französin sehr schlecht ausgesehen hätte, aber der Lord habe ihr aus London die schönsten Kleider bringen lassen, die man sich nur vorstellen kann.

Nach mit kostbarem Schmuck hat er die Französin beschenkt.

Trotzdem sei sie, Emmy, fest davon überzeugt, daß die Französin den Lord nicht im mindesten liebe.

Ja, — nun kommt die Hauptsache, Mr. Holmes — aufgepaßt — jetzt haben wir sie — die Jose behauptet nämlich“ — Harry Tagon ließ seine Stimme zu einem leisen Flüstern sinken, so daß er absolut nur von Holmes verstanden werden konnte, — „sie behauptet nämlich, die Französin müsse sich aus London einen Liebeshaber mitgebracht haben, denn sei sie schon in zwei Nächten heimlich im Walde gewesen — in diesem Park, in dem wir uns gegenwärtig befinden.“

War es ein Wunder, daß nach dieser Mitteilung die Finger Sherlock Holmes' plötzlich sehr vergnügt zu knacken begannen, und daß das magere Gesicht des Detektivs sich in freudige Falten legte?

„Die Jose hat ihre Herrin also dabei beobachtet?“

„Das wohl nicht, aber sie behauptet mit Bestimmtheit, daß Cora Dessalines sich in der Nacht heimlich aus dem Schloß weggeschoben hätte und in den Park gewandert sei.“

Dort sei sie eine Stunde lang gelieben und ebenso heimlich wieder in die Gemächer zurückgekehrt.“

„Du hast deine Sache jedenfalls ausgezeichnet gemacht, Harry, ich danke dir!“ lobte Holmes.

„Und ich sage dir, mein Junge, wenn ich — still — Menschen — zwei Personen.“

Auf dem einsamen Pfade, der den Park von Dumbarton durchlief, tauchten in diesem Moment zwei Menschen auf.

Es war eine bürgerlich gekleidete Frau mit grauem geschitteltem Haar, an ihrer Seite schritt ein hochgewachsener Mann von etwa 25 Jahren.

Sherlock Holmes genigte ein einziger Blick, um zu konstataren, daß das Gesicht dieses Menschen im höchsten Grade unangenehm sei und lasterhafte Neigungen verriet. Und daß der rote Schnurrbart mit den aufgedrehten Spitzen diesem Anblick einen noch härteren Ausdruck von Frechheit gab.

Trogdem grüßte Sherlock Holmes sehr höflich, als er an der Dame und dem Herrn vorbeiging.

Der Gruß wurde erwidert.

Dann bogen die beiden Personen ab und verschwanden auf einem Seitenpfad.

„Die sind mit im Spiel“, sagte Mr. Holmes mit leiser Stimme zu Harry Tagon.

„Ich habe richtig vermutet, — es handelt sich um eine ganze Verbrecherbande — Harry, heute Nacht wird es zu tun geben.“

#### 4. Kapitel.

### Der Einbruch in die Totengruft.

Mitten im Park lag die Familiengruft der Dumbarton, ein alter aus Quadersteinen ausgeführter Bau. Derselbe wurde von einer Kruppel gekrönt, und einige Stufen führten zu dem schweren mit Eisen beschlagenen Tore empor.

Eine schwarze Nacht lag über der Insel Wight.

Am Himmel flogen düstere Wolken und verhüllten den Mond und die Sterne. Das Meer rauschte und grölzte und schlug mit dumpf wütendem Brüllen gegen die Felsen an, die sich trotzig an der Nordküste der Insel erheben.

Durch das Dunkel huschten soeben zwei Gestalten.

Sie waren armselig gekleidet, und mit ihren um den Hals gewickelten Schals und ihren Ballonmützen, ihren plumpen Stiefeln und den abgeschabten Anzügen, hätte man sie sehr wohl für Londoner Nachtdögel halten können, vielleicht sogar für Raubvögel.

Denn die Finsternis dieser Nacht war geeignet, sie dieselbe benützen zu lassen, um auf Beute auszugehen.

Jetzt, da diese beiden Gestalten, die übrigens aus dem Dorfe kamen, in das Dickicht des Parks eintraten, blieb der größere von den beiden Männern stehen und schaute mit leiser Stimme:

„Ich werde die Blendlaterne spielen lassen, Harry — in diesem verdäunlichen Dunkel kann man nicht die Hand vor Augen sehen.“

Und es wäre wirklich schade, wenn einer von uns beiden über eine am Boden kriechende Baumwurzel stolperte und sich bei dieser Gelegenheit ein Bein bräche.“

In der nächsten Sekunde zuckte von der Brust des größeren Mannes her ein Lichtstrahl, der das Terrain auf zwanzig Schritt weit beleuchtete.

Dieser Lichtstrahl kam aus einer Blendlaterne, die

der größere der beiden nächtlichen Wanderer an seiner Brust befestigt trug.

„Bist du auch gewiß, Harry, daß wir uns auf dem richtigen Wege befinden?“ fragte Mr. Holmes.

Denn er und sein Kamulus waren es natürlich, die wir auf diesem nächtlichen Pfade antreffen.

„Ganz gewiß, Meister.“

Ich habe am Nachmittag genau die Gegend studiert und nun festgestellt, wie wir am schnellsten und völlig unbemerkt zur Familiengruft kommen können.

Seht dort, die alte vom Blitz zerschmetterte Eiche, Wenn wir um diesen Stamm herum sind, werden wir die Gruft schon erblicken können.“

„Ha, hier ist sie ja schon“, rief Sherlock Holmes, der schnell voraus geeilt war und jetzt an der vom Blitz ausgehöhlten Eiche stand, die einen Umfang besaß, wie er selten bei europäischen Bäumen zu beobachten ist. „Alles still, Harry — gehen wir an die Arbeit.“

Im nächsten Moment hatte sich der berühmte Detektiv wieder in Bewegung gesetzt, und bald stand er dicht vor dem eisenbeschlagenen Tor der Gruft.

„Das ist ein Gebäude“, sagte Mr. Holmes, „wie für die Ewigkeit geschaffen. Den Dumbartons muß viel daran gelegen sein, in der größten Ruhe ihren ewigen Schlaf halten zu können, und ich begreife gar nicht, wie es den Verbrechern gelungen ist, in die Gruft einzudringen.“

An der Seite desselben erhob sich ein alter Altar.

„Wollen wir denn nicht daselbe tun?“ fragte Harry, „wollen wir denn nicht auch mit Nachschlüsseln das Tor aufschließen, im Notfall sogar erbrechen?“

„Das wollen wir natürlich, mein Junge“, versetzte Holmes.

„Aber wir sind wir, und außer Sherlock Holmes kann sich niemand rühmen, ein geschickterer Knacker zu sein, ich glaube sogar, ich bin der geschickteste in ganz England.“

Harry hatte schon genügend von der Verbrechersprache gelernt, um zu wissen, daß mit dem Ausdruck Knacker ein Verbrecher bezeichnet wird, dessen Spezialität darin besteht, Geldschränke zu erbrechen oder komplizierte Schlösser zu öffnen.

„Öffne den Beutel, und heraus mit den Instrumenten“, befahl Sherlock Holmes.

„Ich werde indessen dieses Schloß einer genaueren Untersuchung unterziehen.“

Glücklicherweise ist es mir gerade in der letzten Zeit gelungen, ein Instrument zu erfinden, welches noch mein ureigenstes Geheimnis ist, mit dem ich aber in jedes Schloß bis in die Eingeweide hindringen kann.“

Es war in der Tat ein sehr sinnreiches Instrument, welches Sherlock Holmes da erfunden hatte, und wie sich fest davon überzeugt, daß er in allen Kulturstaaten ein Patent darauf bekommen, wenn er es eben nicht vorgezogen hätte, seine Erfindung nur für sich allein auszunutzen.

Sherlock Holmes führte in das Schloß eine Metallröhre ein.

Am Ende dieser Röhre befand sich ein Spiegel, und an das nach außen aus dem Schloß hervorragende Ende schraubte der Detektiv einen zweiten größeren Spiegel an.

Dann drückte er auf einen Knopf an der Metallröhre, und im Innern derselben flammete ein elektrisches Licht auf.

Dieses beleuchtete die beiden Spiegel, und der berühmte Detektiv konnte nun ganz genau das Schloß untersuchen, indem er in dieselben hineinschaute.

Er war bei dieser Erfindung im großen und ganzen dem von dem berühmten Sänger Garcia erfundenen Reflektorspiegel gefolgt.

Sein Instrument hatte sich schon öfters vortrefflich bewährt.

Es leistete ihm auch diesmal gute Dienste, denn nach einigen Minuten genauen Beobachtens flüsterte Mr. Holmes seinem Gefährten zu:

„Harry, gib mir den Nachschlüssel Nr. 17.“

Eine Minute später flirrte das alte Tor des Grabgewölbes, und öffnete sich willig Holmes und seinem jungen Freunde Harry Tagon.

Der Detektiv und sein Kamulus betraten jetzt einen Kapellenartig gebauten Raum.

Diesem gegenüber lag eine Falltür, und Holmes vermutete sogleich mit Recht, daß sich unter derselben eine Treppe befinden müßte, die in die eigentliche Gruft führte.

Das Licht der Blendlaternen, welche Sherlock Holmes auf der Brust trug, beleuchtete die Falltür, die aus schweren eichenen Bohlen gefügt war.

„Sollte sie auch verschlossen sein?“ murmelte der Detektiv leise vor sich hin, indem er sich niederbeugte. — „Nun, wir brauchen ja nur an die Arbeit zu gehen.“

Tritt ein wenig beiseite, Junge — ich glaube, meine Kraft wird hinreichen. — Ah, da öffnet sie sich schon — richtig, über diese wenigen Stufen geht es zu den Särgen hinunter, in denen die Dumbartons schlummern!“

Holmes stieg als erster die Treppe hinunter.

Harry folgte ihm, und dem jungen Menschen wurde ganz eigenartig bang zumute, als er sich in einem unter-

irdischen Gemache befand, in welchem etwa vierzig große Säрге übereinander aufgebaut waren.

Einige dieser Säрге waren von Stein, andere von Metall.

Sie hatten dem Zahn der Zeit getrotzt und befanden sich noch in leidlich gutem Zustande.

Anderere aber waren aus Holz gefertigt, und das hatte der Feuchtigkeit des unter der Erde liegenden Raumes nicht widerstehen können.

Diese Säрге waren vielfach auseinandergegangen, und die Gerippe der Toten ragten mit den Armen oder Beinen oder mit den Schädeln heraus.

„Ein schrecklicher Anblick“, flüsterte Harry Tagon, „und welche Moderluft.“

„Mein lieber Junge, daran mußt du dich gewöhnen“, sagte Sherlock Holmes mit seinem launigen Lachen, „denn dies ist das Ziel, zu dem wir alle gelangen.“

Es ist daher nicht mehr als vernünftig, wenn man sich mit dem Tode beizeiten befreundet.

Im übrigen ist es noch gar nicht bewiesen, ob diese Herren hier“ — Sherlock Holmes deutete bei diesen Worten auf die Gerippe — „nicht in Wirklichkeit leben, während wir in einem Schlafe liegen und nur lebhaft träumen.“

Aber wo finden wir den Sarg der Lady Maria Dumbarton. — Ha — der dort auf dem Piedestal, der fast ganz unter welken Blumen verschwindet — der muß es sein.“

Sherlock Holmes trat an den Sarg heran, und er sowie Harry Tagon beseitigten jetzt die Blumen, welche sich auf demselben befanden, und dann begann Holmes mit einem Schraubenzieher die Schrauben zu lockern, von denen der Sargdeckel festgehalten wurde.

„Die Schrauben sitzen sehr fest“, sagte er dabei zu seinem Gefährten, „wenn die Verbrecher, wie ich vermutete, den Sarg geöffnet haben, so haben sie in aller Ruhe gearbeitet, denn sie haben den Sarg wieder sehr sorgsam geschlossen.“

Doch werden wir sogleich sehen — heb' an, Harry — stellen wir den Deckel neben dem Sarg nieder.“

Der Sargdeckel schlug jetzt dumpf auf den Boden auf, als der Detektiv und sein Gefährte ihn fallen ließen.

Dann stürzte Sherlock Holmes, der den Moment, indem es ihm vergönnt sein würde, sich zu überzeugen, ob das Spitzkleid der Königin geraubt sei oder nicht, nicht erwarten konnte, an den Sarg, und — —

Ein Schrei der Ueberraschung rang sich über seine Lippen.

Auf weißseidenen Kissen, fast unverändert, lag Lady Maria Dumbarton; die Lote, verflochten von dem feinen

hoffbaren Gewebe, welches einst Schottlands unglückliche Königin, Maria Stuart, geschmückt hatte, den Tagen ihres Glanzes.

Sherlock Holmes war nicht sogleich imstande, seinem Erlaunen Worte zu leihen, denn tiefbewegt stand er da und betrachtete mit Rührung die feinen Füge der Toten.

Ja, jetzt begriff er die ungeheurere Trauer Lord Harald Dumbartons.

Jetzt begriff er, daß in der Seele dieses unglücklichen Mannes, der ein solches Weib verloren hatte, in der Stunde, da dieser furchtbare Verlust ihn getroffen, irgendeine Verschiebung vorgegangen sein müsse, daß der Schmerz den armen Lord halb wahnsinnig gemacht hatte.

Dann begann ihn nur das Spizenkleid zu interessieren, er senkte die Blendlaterne tiefer und ließ das Licht derselben über das vielverschlungene Gewebe hinweggleiten.

„Was nun, Meister?“ fragte Harry Tagon.

„Wir haben uns diesmal in unserer Kombination, wie es scheint, geirrt. — Soviel steht fest, daß Cora Dessalines oder ihre Helfershelfer dieser Toten das Spizenkleid nicht geraubt haben!“

„Meinst du, mein Junge?“ versetzte Holmes leise lächelnd.

„Nun, es ist nicht anzunehmen, daß Lady Maria sich jemals einer Schminke bedient hat, die man im allgemeinen ‚Pariser Rouge‘ nennt.

Hier aber entdecke ich auf der Brust der Toten an dem Uleide einen winzig kleinen roten Fleck, der genau die Farbe des ‚Pariser Rouge‘ trägt, und wir wollen sogleich sehen, ob er nicht Farbe läßt.“

Mr. Holmes strich mit dem Finger über die Stelle, wo er den Fleck entdeckt hatte, und — als er den Finger zum Licht der Laterne brachte, bemerkte er, daß die Spitze desselben ganz rot gefärbt sei.

„Es ist also klar“, sagte Mr. Holmes mehr zu sich als zu seinem Kamulus:

„An demselben Abend, als Lord Harald Cora Dessalines gesehen hatte, hat sie dieses Spizenkleid getragen und kein anderes.“

Damals war Cora Dessalines geschminkt, denn es gibt keine Künstinlerin, die ungeschminkt ihr Gesicht dem grellen elektrischen Licht aussetzen würde.

Sie ist eine Pariserin und bedient sich des ‚Pariser Rouge‘, um dasselbe auf ihre Wangen aufzutragen.

Dabei ist ihr das kleine Unglück passiert, dieses alte ehrwürdige Spizenkleid mit ein wenig ‚Pariser Rouge‘ zu bestreuen.

Jetzt aber, mein Junge, heißt es, doppelt vorsicht-

tig sein, denn unsere Anwesenheit auf der Insel Wight ist offenbar verraten, und die Bande scheint zu ahnen, daß sie es mit Sherlock Holmes zu tun hat.

Mein Gespräch, das ich heute Morgen mit Lord Harald Dumbarton führte, ist belauscht worden, wahrscheinlich von Cora Dessalines selbst, die ich ja im Nebenzimmer vorgefunden habe.

Dann sind die Verbrecher uns zuvorgekommen und hoben das Spizenkleid der Königin wieder in die Gruft hinuntergetragen und es der Leiche angelegt.

Diesmal haben wir, Harry, den kürzeren gezogen, aber ich hoffe — ha, was war dem das — Harry — wir sind lebendig begraben!“

Diese Worte Sherlock Holmes wurden mit einem Donnererschlag begleitet.

Es war das Geräusch, mit welchem die Falltür, oben, die das Grabgewölbe bedeckte, mit aller Kraft zugeschlendert wurde.

Und dann — eine furchtbare Bestätigung für den entsetzlichen Ausschrei Mr. Holmes! — erklangen oben dumpfe Hammerschläge.

„Horch, Harry“, flüßerte er seinem jungen Gefährten zu — „jetzt schlägt man die Nägel in unsern Sarg deckel ein.“

## 5. Kapitel.

### Lebendig begraben.

„Elf Uhr und zehn Minuten“, rief Sherlock Holmes, während er beim Lichte der Blendlaterne auf das Zifferblatt seiner Uhr sah, „und da wir gestern abend um etwa 10 Uhr 30 Minuten in die Gruft hinabgestiegen sind, so befinden wir uns jetzt schon volle 24 Stunden in der Tiefe, mein lieber Junge.“

„Und haben keine Aussicht, aus dieser entsetzlichen Todeshöhle wieder heraus zu kommen“, antwortete Harry Tagon, der auf einem geschlossenen Sarg saß und sehr trübselig drein blickte.

„Es scheint allerdings so, als sollten wir langsam aber sicher hier unten verhungern“, gab Sherlock Holmes zur Antwort.

„Denn alle unsere Bemühungen, die Falltür wieder aufzubrechen, haben sich als vergeblich erwiesen.“

Diese verwünschte Falltür hat eine Festigkeit, um welche sie mancher Gelschrank beneiden könnte.“

„Ach, und der verdammte Hunger, Mr. Holmes!“ Nagte jetzt Harry Tagon, „mir dreht sich mein Magen

herum — ich glaube, ich werde es nicht lange mehr mitmachen, denn ich bin so sehr an die gute Küche der Mrs. Bonnet, unserer Wirtschafterin, gewöhnt, daß der Hunger mir etwas sehr Schmerzliches ist.“

„Nach dem Hunger werde ich nicht fragen“, antwortete Sherlock Holmes, „aber der Durst.“

Nun, zum Glück habe ich ja meine Pfeife noch bei mir, und ich kann da ab und zu ein paar Züge tun — nimm, Harry Tagon“ — der Detektiv zog bei diesen Worten einen Tabaksbeutel hervor und entnahm demselben eine kleine Quantität geschnittenen Tabaks, „kann das — es ist immerhin etwas, und erzeugt Speichel. Dadurch wird die Zunge wenigstens nicht trocken.“

„Danke, Meister“, erwiderte Harry Tagon, indem er sich von seinem Platze erhob und sich den Tabak holte, „in meinem ganzen Leben hätte ich nicht geglaubt, daß ich noch einmal am Priemen Gefallen finden würde, aber jetzt kann ich diesen abscheulichen Tabak schon mit der Geschicklichkeit eines alten Seemanns.“

Sherlock Holmes hatte inzwischen seine kurze Pfeife angezündet.

So lange es ging, hatte er es vermieden, in dem Grab gewaltig zu rauchen aus Pietät gegen die hier ruhenden Toten, aber der Detektiv war ein so leidenschaftlicher Raucher, daß er es unmöglich länger als 24 Stunden hätte aushalten können, ohne sich mit seiner geliebten Pfeife zu beschäftigen.

Außerdem kamen ihm immer die besten Gedanken beim Rauchen, und er suchte einen guten Gedanken, suchte eine gute Idee, um aus diesem Grabgewölbe entfliehen zu können.

Sherlock Holmes rauchte eifrig, während er auf einem Sarge saß, rauchte, daß er schließlich ganz und gar in Tabakswolken verschwand.

Pfötzlich aber richtete er sich auf, klopfte seine Pfeife aus, und sagte:

„Altricht, mein Junge.“

„Was meint Ihr denn, Mr. Holmes?“ fragte Harry Tagon mit schwacher Stimme.

„Ich meine, daß wir in einer halben Stunde diesem verwünschtesten Loch entronnen sein werden.“

Daß ich auch nicht früher daran gedacht habe.

Aber gerade das nächstliegende überseht man in solchen Situationen am ehesten!“

Und während Sherlock Holmes diese Worte sprach, zog er langsam seinen Revolver aus der Tasche.

„Am Gotteswillen, was wollt Ihr denn tun?“ rief Harry und sprang von seinem Sarg auf.

„Mr. Holmes, Ihr denkt doch nicht etwa daran —

Ihr wollt doch nicht Euerem Leben ein Ende machen — nennt Ihr denn das der Situation entronnen?“

„Bin ich denn ein Narr, mein Sohn?“ antwortete ihm der berühmte Detektiv mit größter Ruhe.

„Haha, das ist ein Gedanke, der geeignet ist, mir sollst hier unten zwischen den Särgen ein lautes Lachen zu entreißen.“

Sherlock Holmes und sich über den Haufen schießen? — Nein, mein lieber Harry, das wäre das allerletzte.

Und ich glaube auch nicht, daß ich dazu fähig wäre, den Revolver gegen mich anzuschlagen.

Denn ein mit Vernunft begabter Mensch würde sich einer solchen Ausflucht schämen.“

Dann öffnete Sherlock Holmes den Revolver und zog sechs Patronen aus demselben heraus.

„Harry!“ rief er, „nimm diesen Drillbohrer, den wir glücklicherweise mitgenommen haben und bohre mir zehn Löcher in die Falltür hinein.“

Du kannst dieselbe bequem erreichen, wenn du auf eine der Treppenfusen trittst.

Aber arbeite schnell, ich habe inzwischen andere Vorbereitungen zu treffen.“

Auf einem Sarg stehend, der auf einem Piedestal ruhte, löste indessen der Detektiv die Patronen auf.

Sorgfältig sammelte er das auf diese Weise gewonnene Pulver in einem Stück Papier, und es ergab sich nun ein ansehnliches Häuflein.

„Harry“, rief Holmes dann, „vergiss nicht, drei Löcher in unmittelbarer Nähe des Scharniers zu bohren, dort, wo die Falltür in den Boden eingelassen ist.“

Harry ließ unverdrossen seinen Drillbohrer arbeiten.

Das gab ein leises summandes Geräusch, das einige, das vorläufig in der Totengruft zu hören war.

Sherlock Holmes gab sich nun einer anderen Beschäftigung hin.

Er hatte einen langen Bindfaden aufgerollt, den er bei sich getragen hatte.

Jetzt trat er an eine kleine Lampe heran, die früher in der Totengruft gebrannt haben mußte, damals, als die Dumbartons unter Maria Stuart noch Katholiken gewesen waren.

Es war dies eine Ewige Lampe, und Holmes entdeckte in ihr das, was er suchte, einen kleinen Ueberrest von Öl.

Mit dem Öl fettete er die Schnur ein, so gut es eben ging.

„Die Löcher sind fertig“, meldete Harry.

„Gut, dann gehen wir ans Werk“, antwortete der Detektiv.

„Aber wir müssen außerordentlich vorsichtig sein.“

damit wir unsern kostbaren Schatz an Pulver nicht verlieren.“

Holmes trat selbst jetzt auf die Treppenstufe, führte in jedes der von Harry gebohrenen Löcher ein Quantum Pulver ein und verstopfte diese Löcher schnell und geschickt mit Tabak, den er seinem Lederbeutel entnommen hatte.

Eines der Löcher, das sich in der Mitte der Falltür befand, erweiterte er noch.

Hier gab er eine besondere große Portion Pulver hinein, und schob zugleich das Ende der eingeffetteten Schnur ins Loch.

„So, mein Junge“, sagte Sherlock Holmes, „jetzt ist alles fertig, jetzt tritt in die äußerste Ecke zurück, ich komme sogleich zu dir.“

Eine Minute später stand Holmes neben Harry. Er hatte die Zündschnur, denn zu einer solchen hatte er den Bindfaden gemacht, von der Falltür bis in die Ecke der Gruft geführt.

„Nun sprich ein kleines Stofgebete, mein Junge“, lachte der Detektiv, „damit unser Vorhaben gelingt. Aber vorher zünde nur erst ein Streichholz an.“

Das Zündholz brannte.  
„Halte es an die Schnur, solange bis du siehst, daß glühende Funken entstehen.“

Harry hielt das brennende Streichholz noch immer an der Schnur, als es plötzlich einen Knack gab, der die ganze Totengruft zu erschüttern schien.

Und dann fielen Holzstrümmen über die Treppe hinab ins Gewölbe.

„Beglückt!“ rief Sherlock Holmes jubelnd aus, „die Falle ist beseitigt, wir sind frei.“

Denn, was das Portal oben anbelangt, werden wir es mit dem Schlüssel Nr. 17 ebenso sicher öffnen, wie wir es aufgeschloßen haben.

„Mir nach, Harry — wir haben nichts mehr zu befürchten.“

„Frei, frei!“ jubelte Harry, und viel hätte nicht gefehlt, so wäre er seinem Herrn und Gebieter um den Hals gefallen.

„Frei, frei, — ach, jetzt werde ich essen können.“

„Bald, mein Junge, bald“, antwortete ihm der Detektiv, „bald sollst du essen und trinken nach Herzenslust.“

Damit stürmte Holmes die Treppe hinauf. Die Falltür hinderte ihn und seinen Begleiter nicht mehr, und sie gelangten im oberen Raum der Gruft an. Wenige Minuten später waren sie schon im Freien.

Beide atmeten mit Entzücken die herrliche Luft der Augustnacht, die vom Mond und Millionen Sternen erleuchtet wurde.

„Ach, das tut gut“, sagte Sherlock Holmes.

„Ich muß dir offen gestehen, Harry, gute reine Luft hat mir am meisten gefehlt, jetzt bin ich wieder in meinem Element.“

„Wir gehen doch nach Hause?“ fragte Harry.

„Natürlich“, lachte der Detektiv, „wir kehren so schnell wie nur irgend möglich ins Wirtshaus zurück. Also schnell vorwärts durch den Park.“

Aber kaum hatten sie im Park etwa hundert Schritte zurückgelegt, als der Detektiv seinen Kamulus plötzlich derb am Arme packte und an sich heranzog.

„Still, keinen Laut!“ flüsterte er ihm zu, „dort — siehst du dort — an der alten vom Bliz zerschmetterten Eiche? — Auf den Boden, Harry!“

Harry Tagon schloß sich zur Erde niedergezogen, und da er wußte, was dies bedeute, streckte er sich lautlos aus und hob nur, Holmes Beispiel folgend, das Haupt ein wenig empor, um zu lauschen.

Vorläufig war allerdings nichts zu hören. Denn am Baum lehnte nur eine menschliche Gestalt, welche der Detektiv sofort erkannte.

Es war die grauhaarige ägyptische Dame, die er mit ihrem jüngeren Begleiter im Walde schon getroffen hatte.

„Das muß unbedingt etwas zu bedeuten haben“, sagte sich Mr. Holmes, „daß die Alte hier am Baume steht und wartet.“

Wäre es ein junges Frauenzimmer, so könnte ich natürlich an einen Liebeshandel glauben, an eine Zusammenkunft zum Zweck einer mündlichen Verabredung in des Wortes verwegener Bedeutung.

Aber diese häßliche, geschwollene Alte — die wartet auf eine wichtigere Mitteilung.“

In den Büschen bewegte es sich jetzt. Die Zweige wurden auseinandergeschlagen, und eine zweite Gestalt tauchte in der Nähe der Alten auf.

„Cora Dessalines“, flüsterte Sherlock Holmes fast lautlos vor sich hin.

„Teufel! Das muß man der Französin lassen — sie ist hübsch, wie der selbststige Gottseibekoms.“

Cora sah in der Tat reizend aus.

Sie hatte einen Mantel malerisch um ihre Schultern geworfen, ihr Haar wallte ihr frei in Locken vom Haupt bis zu den Schultern herab, und der Mond beleuchtete das schöne jugendliche Gesicht der 20jährigen.

„Sapristi, hast du mich lange warten lassen, Cora“, stieß die Grauhaarige hervor, als sie des schönen jungen Weibes ansichtig wurde.

„Weißt du, daß das unhöflich gegen deine Mutter ist, oder hältst du dich vielleicht schon in der Rolle der Lady Dumbarton?“

Cora zuckte gleichgültig die vollen, wunderbar geformten Achseln.

„Mardon, Mama“, antwortete sie in französischer Sprache, in derselben, deren sich auch die Alte bedient hatte.

„Du scheinst zu glauben, daß ich ganz nach meinem Wunsch und Willen handeln kann, aber wenn du wüßtest, wie vorsichtig ich mich aus dem Schloß wegsehen muß.“

„Wie weit bist du denn mit dem Lord?“

Cora kräufelte verächtlich die Lippen empor.

„Ich sage dir, Mama, einen solchen Mann habe ich überhaupt noch nicht kennen gelernt“, antwortete sie mit der ganzen Leichtfertigkeit der Pariserin.

„Entweder er trägt einen Stein in der Brust, oder er ist aus Holz geschnitten, Fleisch und Blut hat er nicht.“

„Du bist gewiß zu spröde gegen ihn — du mußt ihn gehörig unter das Kreuzfeuer deiner Augen nehmen.“

Du hast ja sonst die Kunst verstanden, die Sinne der Männer zu erregen.“

„Die verstehe ich, Mama, verlasse dich darauf, und ich übe sie auch auf Schloß Dumbarton, so gut es eben gehen will. Aber der Lord will nicht recht anbeißen.“

Er behandelt mich mit der größten Hochachtung, versichert mir, wieder und immer wieder, daß er die Vorbereitungen für unsere Vermählung mit größter Beschleunigung trifft, aber — sein Händedruck ist kalt wie Eis, sein Blick ist traurig, und der ganze Mann ist langweilig zum Sterben.“

„Weil eine Person zwischen Euch steht“, gab ihr die Alte jezt zur Antwort.

„Glaube mir, Cora, wir haben unsere Laufgräben noch nicht ordentlich gelegt.“

„Wer sollte denn zwischen mir und dem Lord stehen, da er doch überzeugt ist, daß seine verdorbene Frau ihm ausdrücklich den Befehl gegeben hat, mich zur Lady Dumbarton zu machen?“

„Kurzsichtige — siehst du denn nicht ein, daß wir diesen Mann noch mehr vereinsamen müssen, als es bisher geschehen ist?“

Es gibt Menschen, welche ihre Liebe überhaupt nur an ein einziges Wesen hängen können und für ein zweites nichts häßlich haben, solange dieses Wesen in ihrer Nähe ist.

Solch eine Natur ist der Lord.

Er liebt die kleine Violet, liebt seine Tochter mit der ganzen Kraft seines Herzens, und nur wenn Violet befehligt sein wird, wird er in deine Arme eilen, dann erst — gehört er dir.“

Harry Tagon machte, als er die Worte der Alten vernahm, eine Bewegung, als wollte er sich vom Boden erheben und sich auf die Kniee stürzen.

Aber Sherlock Holmes hatte diese gewiß gerechte Entrüstung seines Kamulus vorausgesehen und schon seine Hand auf Harrys Genick gelegt.

Er drückte ihn mit der Nase ins Gras, so daß Harry jezt Gelegenheit hatte, den frischen Erdgeruch einzunehmen.

„Du glaubst also, Mutter, daß wir Violet — besseitigen müssen?“ flüsterte Cora. „Was sagt denn Eugen dazu?“

„Dein Bruder ist ganz meiner Meinung“, gab die Alte zur Antwort.

„Uebrigens haben wir unsern Plan schon entworfen. Du mußt Violet zu einem Spaziergang auffordern, und dann —“

„Still, Mutter — mir war es, als wenn sich dort hinter den Zweigen etwas bewegt hätte.“

Mr. Holmes zog für alle Fälle sein Messer heraus und legte es an seine Seite.

Aber seine Befürchtung, daß die Zweige auseinander geschlagen und er sowie Harry entdeckt werden würden, war unbegründet, denn die Alte antwortete gleichgültig.

„Das wird ein Tier sein, das dort im Gebüsch steckt, vielleicht ein verirrter Hase.“

Aber wir können ja diesen Platz verlassen, ich begleite dich zum Schloß zurück und teile dir unterwegs den ganzen Plan mit.

Ha, ich kann den Augenblick nicht erwarten, da es auch mir und deinem Bruder vergönnt sein wird, in Schloß Dumbarton einzuziehen.“

„Das ist zuviel gewagt, Mutter — wenn der Lord dich erkennen würde.“

„Unsinn — ich habe mich seit der Zeit, in der der Lord mich täglich zu Gesicht bekam, leider gewaltig verändert.“

Und dann gebe ich noch meinem Haar eine schneeweiße Farbe, und er wird keine Ahnung haben, daß die Mutter seiner Gemahlin, der Lord Dumbarton einst — haha, es ist eigentlich zum Lachen, wölch ein Kapitäl ein geschiedter Mensch aus dem zufälligen Erlauschen eines Geheimnisses schlagen kann!

Und nun komm, Cora, laß uns gehen — die Sache mit Violet muß schnell in Ordnung gebracht werden.“

Die beiden Frauen verschwanden von der Eiche, und ihre Stimmen verloren sich langsam in der Ferne. Sherlock Holmes richtete sich auf.

Seine Züge hatten eine fürchtbare Starrheit angenommen.

„Lumpengesinde!“, murmelte er, „selbst vor den Morde eines unschuldigen Kindes wollen sie nicht zurückschrecken, um ihr infames Ziel zu erreichen.“

Und der arme Lord Harald, der Melancholiker, der Mann mit den beständigen Tränen in den Augen, ahnt nicht, welch eine Natter er sich an den Busen genommen hat, ahnt nicht, welch Gaukelspiel man mit ihm aufährt.“

„Aber er kann es ja sogleich erfahren“, rief Harry mit leiser Stimme, „denn jetzt, Meister, werdet Ihr doch nicht zögern und die ganze Gesellschaft verhaften.“

„Das wäre der dümmste Streich, mein Junge, den ich nur begehen könnte“, meinte Holmes kopfschüttelnd.

„Wir beide, du und ich, wissen, daß Cora Dessalines und ihre Mutter, sowie ihr sauberer Bruder Verbrecher sind, die es auf Schloß Dumbarton und auf das ungeheure Vermögen der Familie abgesehen haben.“

Denn für das Leben Lord Haralds würde ich, wenn er erst mit Cora vermählt wäre, nicht viel geben.

Aber, wenn wir es auch wissen, können wir vorläufig noch wenig beweisen.

Und dann — die Hauptsache ist, daß Lord Harald selbst einsieht, wie schände man ihn betrogen hat.

Der arme Mann befindet sich in einem Seelenzustand, in welchem man ihm keinen Zweifel übrig lassen darf.

Er muß selbst darauf kommen, daß die Erscheinung seiner verstorbenen Frau eine Komödie war, zu deren Unterstützung man sich des berühmten Spitzenkleides der Königin bedient hat.

Und nun komm, Harry — in dieser Nacht wird nichts geschehen, was den Lord oder Violet bedrohen könnte, und wir — wir haben alle Veranlassung, zu essen und zu schlafen, denn jetzt erst merke ich, wie hungrig ich selbst bin.“

Und mit großen Schritten eilten der Detektiv und sein Zögling dem Dorfwirtshaus zu.

## 6. Kapitel.

### Das verhängnisvolle Ballspiel.

„Sind Sie nicht, Harald, daß heute ein herrlicher Tag ist? Und wäre es nicht schade, denselben zwischen den dumpfen Mauern von Dumbarton Castle zu vertrauen?“

Diese Frage richtete an dem Tage, welcher den soeben geschilderten Ereignissen folgte, Cora Dessalines an Lord Dumbarton, der ihr gegenüber beim Lunch saß.

„In der Tat, meine Coure“, antwortete der Lord zerstreut, wie er schon während der ganzen Mahlzeit gewesen war, — „die Sonne scheint heute ganz besonders hell, und ein Spaziergang im Park wäre vielleicht zu empfehlen.“

„Wer denkt an einen solchen?“ antwortete Cora, „ich plane ganz andere Dinge. Wollen Sie mir ein wenig Gehör schenken? Oder, sagen Sie mir, Harald, wo sind Sie eigentlich mit Ihren Gedanken, wenn Sie mir gegenüberstehen?“

Wissen Sie auch, daß Ihr beharrliches Schweigen für mich etwas Beleidigendes hat?“

„Ich wollte Sie ganz gewiß nicht beleidigen, Cora“, antwortete Harald, „nichts liegt mir mehr fern, als dieses.“

„Dann haben Sie die Güte und reichen Sie mir eine Zigarette. Unser Lunch ist beendet, und wir wollen rauchen. Lassen Sie sich neben mir auf diesem Divan nieder. Hier plaudert es sich gewiß sehr gut.“

In nachlässiger, koketter Haltung lehnte sich Cora auf dem Divan zurück.

Sie sah heute noch schöner, lieblicher aus, als je zuvor, denn sie hatte ganz besonders sorgsam Toilette gemacht, und ihre feischen Wangen und leuchtenden Augen verrieten nicht ihren nächtlichen Ausflug.

Harald war ihr behilflich, die Zigarette in Brand zu setzen. Dann aber rückte er sich einen Sessel heran und ließ sich ihr gegenüber nieder.

„Also nicht an meiner Seite?“ rief Cora lächelnd, „Harald, haben Sie denn Furcht vor mir, daß Sie mich so beständig fliehen, vor mir, die Sie in wenigen Wochen zu Ihrer Gattin machen wollen?“

„Sie wissen, Cora, wie sehr ich Sie verehere.“

„Das scheint mir in Ihrem Munde nur eine Phrase zu sein“, antwortete die schöne Chansonette, „und ich habe mir vergeblich den Kopf darüber zerbrochen, weshalb Sie mich eigentlich nach Dumbarton heimgeholt haben?“

Sie müssen sich doch sagen, Harald, daß ein Weib, wie ich, vom Leben irgend welche Freuden fordert.“

„Ich habe Ihnen meine Hand angeboten, Cora, und ich bin entschlossen, Sie zur Lady Dumbarton zu machen. Ich wählte, daß ich Ihnen damit eine Freude gemacht hätte.“

„Ganz gewiß haben Sie das getan, lieber Harald. Aber ich bin nun einmal nicht ein Vogel, der sich immer im Bauer halten läßt. Ich bin die Freiheit gewohnt.“

„In einem Tage, wie der heutige, will ich hinaus ins Freie, will mich tummeln, am Meeresstrande oder auf der grünen Wiese oder im blumigen Garten.“

Und deshalb, Harald, wollte ich Sie bitten, mit mir einen kleinen Ausflug zu machen.

„Ich habe den Norden der Insel noch nicht gesehen. Man hat mir erzählt, daß es da wildromantische Szenarien gibt, hohe Felsen steigen auf, und mit weißem Gischt bricht sich die Brandung des Meeres an ihrem freudigen Fuß.“

„Man hat Ihnen nicht zuviel erzählt. Der Norden der Insel Wight besitzt pittoreske Schönheiten.“

„Dann lassen Sie mich dieselben sehen. Begleiten Sie mich, Harald. Wir wollen heute nachmittags Hand in Hand zu dem Felsen wandern und wollen uns zwischen ihnen einnisten, wie zwei kleine Vögel, zärtlich aneinander geschmiegt.“

Harald zuckte zusammen.

Es war in der Tat, als wenn er jede nahe Berührung mit dem wunderschönen Weibe ängstlich fürchtete. Wenigstens miß er sie beharrlich.

Nach heute hatte er um keinen Preis mit Cora allein speisen wollen.

Aber Violet hatte sich trotzig in ihr Zimmer zurückgezogen und war unter irgend einem wichtigen Vorwand nicht zum Lunch erschienen.

„Jetzt sitzen Sie wieder sinnend da, und ich bin überzeugt, Sie wissen gar nicht, um was ich Sie gebeten habe, Harald.“

„O doch“, fuhr der Lord aus seinen Träumen empor, „Sie sprachen davon, Cora — Sie sagten — Sie wünschen, daß ich mit Ihnen zu dem Felsen hinüberwandern möchte.“

„Und, und Sie — Sie willigen ein?“

„Ich bitte mich zu entschuldigen, Ich habe sehr wichtige Schreibarbeiten für den heutigen Nachmittag, die keinen Aufschub dulden.“

Es gilt die Verwaltung meiner Güter, die eine ziemlich umfangreiche ist, und eine einzige Versäumnis kann mir bedeutenden Schaden bringen.“

„Bah, hat ein Lord Dumbarton es nötig, zu rechnen, wie ein Krämer der City?“

„Cora, ich habe von meinen Ahnen ein gewisses Besitztum übernommen und habe die Verpflichtung, dasselbe zu verteidigen, um es ebenso ungehämert dereinst meinen Erben zu hinterlassen.“

„Also, mit einem Wort, Sie schlagen mir meine Bitte ab?“

„Ich muß es tun, Cora.“

„Gut, so sorgen Sie wenigstens dafür, daß ich eine Begleiterin habe.“

„Nehmen Sie Ihre Zofe mit sich.“

„Die Isländerin, die ich nicht ausstehen kann? Was müten Sie mir zu? Wollen Sie Ihre zukünftige Gemahlin zur Gesellschaft einer solchen Person verurteilen? Wissen Sie, Harald, daß das nicht einmal gentlemanlike gehandelt ist?“

„Ich bitte um Entschuldigung“ — stammelte Lord Dumbarton — „aber ich glaubte —“

„Sorgen Sie wenigstens dafür, daß Violet mich begleitet. Dem lieben Kinde würde es übrigens sehr gut tun, ein wenig an die frische Luft des Meeres zu kommen. Ich finde, daß Violets Wangen bleich sind.“

Ein 14jähriges Kind, wie sie, müßte täglich zwischen den Felsen herumspringen und lustig sein und sich amüsieren.

Aber es wäre ja gar kein Wunder, wenn Violet in diesem Schlosse krank würde.

Dem die Langeweile gehört nach den neuesten Forschungen unserer modernen Ärzte auch zu den Krankheitserregern.“

Der Lord war zufrieden, so leichten Kaufes davon zukommen.

Er wußte zwar, daß es durchaus nicht nach Violets Wunsch sein würde, wenn sie dazu verurteilt wäre, Cora zu begleiten. Aber wenigstens war er von der ihn drückenden Verpflichtung, Coras Bitte um seine Begleitung erfüllen zu müssen, befreit.

In der Seele dieses Mannes ging seit Tagen, seit jener Stunde, in welcher Cora ihren Einzug auf Dumbarton gehalten, etwas ganz Seltsames vor, ein seelischer Prozeß, wie ihn wohl wenige Menschen durchgemacht haben.

Er fühlte sich durchaus nicht zu der schönen Französin hingezogen.

Ihre Reize ließen ihn vollständig kalt, denn er besaß Intelligenz und Bildung genug, um Cora zu durchschauen, das wenigstens richtig zu beurteilen, daß er wußte, sie sei seiner nicht würdig.

Ihr fehlte jener moralische Haß, den eine gute Erziehung und eine gewisse Bildung dem Menschen verleiht. Sie war eine vollkommen oberflächliche Natur, welche alle Dinge nur flüchtig berührte, aber niemals ihren Grund aufsuchte.

Harald aber war das gerade Gegenteil.

Er war träumerisch veranlagt, zum Grübeln geneigt, er war ein Mensch, der nichts nach dem äußeren

Schein beurteilte, sondern jedes Ding nach seinem ursprünglichen Wesen einschätzte.

Harald beeilte sich also, Cora zu versichern, daß er durchaus nichts dagegen hätte, wenn Violet sie begleitete.

„Das ist zu wenig“, sagte die Französin lächelnd, indem sie die Asche ihrer Zigarette auf den Boden niederfallen ließ, „Violet ist ein eigentümliches Kind, und wenn Sie es ihr nicht ausdrücklich befehlen, wird sie meine Einladung nicht annehmen.“

Ich halte es aber für angezeigt, daß sie mit mir hin und wieder plaudert, denn nur so werden wir uns beide kennen und verstehen lernen.“

„Sie haben recht, Cora“, sagte der Lord, „ich werde fogleich Violet selbst aufsuchen. Um wieviel Uhr wünschen Sie das Schloß zu verlassen?“

„Sobald die Sonne nicht mehr so heiß niederbrennt — sagen wir also, gegen vier Uhr. Ich werde übrigens meine Tose mitnehmen, und, wenn Sie es gestatten, auch Ihren Kammerdiener.“

Da wir des Weges unfundig sind, er aber, wenn ich nicht irre, auf der Insel Wight geboren ist, so wird er uns ein ausgezeichnetes Ciccone sein.“

„Alle Ihre Anordnungen werden aufs strengste befolgt werden“, versicherte Harald.

Dann reichte er, nicht ohne innerliches Widerstreben, Cora die Hand, führte dieselbe flüchtig an seine Lippen und verließ das Zimmer.

„Ich bin fest davon überzeugt“, murmelte Cora vor sich hin, während sie sich selbst fast auf dem Divan ausstreckte, „es wird jetzt einen harten Kampf zwischen Vater und Tochter geben. Denn dieser verwöhnte Straf haßt mich, oder mag mich doch nicht leiden.“

Aber Harald wird sie zu seinem Willen zwingen, denn er vermeidet alles, worüber ich Verdruß empfinden könnte. Haha — das Spitzenkleid der Königin tut seine Wirkung.“

Daß ein Kampf zwischen Vater und Tochter stattfinden würde, darin irrte Cora durchaus nicht. Aber dieser Kampf gestaltete sich doch ganz anders, wie ihn sich die Chansonettensängerin, die Szenen der Vorstadttheater gewöhnt war, vorstellte.

Als Harald das Zimmer seiner Tochter betrat, fand er Violet vor einer Staffelei sitzend, auf der eine Leinwand gespannt war.

In einer Hand hielt das liebliche, 14jährige Mädchen, mit den goldblonden Locken, eine Farbenpalette, in der andern einen Pinsel, und gewisse Konturen auf der Leinwand ließen erkennen, daß sie im Begriffe sei, das Bild ihrer verstorbenen Mutter zu malen.

Violet erhob sich mit einem leichten Schrei, als sie ihren Vater erblickte.

Schnell warf sie ein auf einem Sessel liegendes Tuch über die Leinwand.

„Habe ich dich gehört, mein Kind?“ fragte der Lord, „du malst?“

„Eine kleine Ueberraschung für dich, Papa. Ich bitte dich recht herzlich, hebe das Tuch nicht auf.“

„Ich werde dir die Freude deiner Ueberraschung nicht rauben, und mir selbst ebenfalls nicht“, antwortete Harald, indem er zärtlich über das blonde Haar seiner Tochter strich.

„Ich komme, Violet, um dich —“

„Daß du überhaupt gekommen bist, Papa, danke ich dir von ganzem Herzen. Ich sehe dich jetzt so wenig.“

„Ich bin so beschäftigt, mein Kind. Die Vorbereitungen zu meiner —“

Harald stockte, denn er hatte Hochzeit sagen wollen, und er wußte, daß dieses Wort seine Tochter tief betrüben würde.

Er selbst hatte zwar Violet noch nichts über seine Absichten gesagt, er hatte ihr noch nicht gestanden, daß er ihr in Cora eine zweite Mutter geben wolle.

Aber Violet zählte 14 Jahre, und in diesem Alter haben die Mädchen einen feinen Instinkt, so daß es durchaus nicht wundernehmen konnte, wenn Violet ahnte, was die Anwesenheit Coras auf Schloß Dumbarton bedeutete.

Vorläufig hatte Lord Harald die Französin bei seiner Tochter als ihre Gesellschafterin eingeführt.

Er hatte sie ihr als seine liebe Freundin vorgestellt, der Violet sich recht innig anschließen möge.

Aber das war leider nicht geschehen. Im Gegenteil. Violet hatte sich in auffallender Weise von Cora ferngehalten, nachdem sie mit ihr ein einziges Mal zusammen gewesen war.

„Komm, setze dich neben mich, Papa“, sagte Violet und ergrieff die Hand des Lords, „ach, wenn du wüßtest, wie ich dich liebe, du guter Papa.“

Sie schlang ihre Arme um ihn und küßte ihn. Tief gerührt drückte der Lord seine Tochter an sein Herz.

„Wenn du mich liebst, meine Violet“, sagte er, „so wirst du mir eine Bitte, die ich an dich richten werde, nicht abschlagen.“

„Gewiß nicht, Papa. Jede Bitte werde ich dir erfüllen.“

„Kann ich mich darauf verlassen?“

„Darauf kannst du dich verlassen.“

„Dann habe die Güte und schließe dich heute für

einen Spaziergang nach den Needles Fräulein Cora Desfallines an.

Sie möchte gern den Norden der Insel kennen lernen, und sie wünscht deine Gesellschaft. — Du wirst klug, mein Kind? Deine Augen sehen voll Tränen?"

„Siehst du, Papa“, rief Violet, „man soll nie etwas versprechen, ehe man weiß, um was es sich handelt. Diese Bitte hätte ich dir abgeschlagen.“

„Aber weshalb denn, mein Kind? Fräulein Cora ist doch eine sehr liebenswürdige Dame?"

„Gewiß ist sie liebenswürdig, sehr liebenswürdig sogar — ich möchte sagen, sie ist zu liebenswürdig, Papa. Ich habe immer das Gefühl, wenn sie spricht, als wenn sie gerade diejenigen Worte wählte, die geeignet wären, ihre Gedanken zu verbergen.“

Mit einem Wort, sie erscheint mir nicht — o, Papa, ich will dich nicht betrüben, — aber ich muß dir sagen, ich habe Furcht vor dieser Französin.“

„Furcht? Törichtes Kind, sie will ja nichts anderes, als deine Liebe und Freundschaft. Man darf keinen Menschen mit einem Vorurteil entgegentreten, Violet, wie oft habe ich dir das schon gesagt.“

Und wenn deine teure Mutter heute noch lebte — ja, deine Mutter, die würde dir zurufen: schließe dich Cora Desfallines an. Du kannst keine treuere Freundin finden, als sie!“

„Ja, woher weißt du, Papa, daß meine liebe Mutter so sprechen würde?“ fragte Violet den Lord, ihn mit ihren Kinderaugen fragend anblickend.

Lord Harald antwortete verwirrt:

„Ich weiß es, weil ich — weil ich den Willen deiner Mutter kenne.“

„Du kennst ihn? Aber Mama ist ja niemals mit dieser Cora Desfallines zusammengekommen?"

„Deine Mutter sieht alles. Glaubst du denn nicht, daß sie vom Himmel herabblickt?"

Violet schwieg.

Der Lord aber schloß sie in seine Arme und bat sie noch einmal mit warmem, innigem Blick, ihm zuliebe den Spaziergang zu unternehmen.

„Wenn du wüßtest, Papa, was du tust. Sage also Fräulein Cora Desfallines, daß ich zu ihrer Verfügung stehe.“

„Emmy, die Jose, und mein alter Kammerdiener Carey werden euch begleiten.“

Und jetzt noch einen Kuß, mein Kind, und amüsiere dich recht gut.“

Lord Harald küßte innig die frischen Lippen seiner jungen Tochter, und, als er sie jetzt wieder mit tränenvollen Augen anblickte, da legte er ihr die Hände aufs blonde Haupt und sagte:

„Glaube mir, mein Kind, deine Mutter war auch in diesem Augenblick, da wir miteinander gesprochen haben, anwesend und hat jedes unserer Worte vernommen.“

Und deine gute Mutter weiß, wie sehr ich dich liebe, und daß du mein ganzes Glück auf Erden bist, und sie weiß auch, daß der Schritt, den ich demnächst tun werde vom Himmel bestimmt und gesegnet ist.

Sie muß es wissen, denn sie hat es mir selbst gesagt. Still, mein Kind — keine Frage; es gibt Dinge, die ein junges Gemüt, wie das deinige, auf Treu und Glauben hinnehmen muß. Lebewohl, meine Violet!"

Und als der Lord seine Tochter verlassen hatte, nahm diese wieder Platz vor der Keimwand, zog die Decke weg und schaute die Konturen an, welche das Anstich ihrer Mutter umrahmten.

„Anwesend — bist du es wirklich, Mütterchen? Bist du bei mir? Stehst du unsichtbar an meiner Seite?“ flüsterte Violets jugendlicher Mund — „o, dann, Mutter, dann bleibe bei mir und schütze mich. Denn mir ist es, als drohe mir ein großes Unheil. Mütterchen schütze mich!"

## 7. Kapitel.

### Ein entlarvtes Geypenst.

Die kleine Gesellschaft, welche Schloß Dumbarton verlassen hatte, um einen kleinen Ausflug nach den Needles" zu unternehmen, war bei den Kreideseilen angekommen, die sich dicht am Meere erhoben.

Cora Desfallines und Violet waren vorausgeschritten, ihnen folgte die Jose mit dem Kammerdiener des Lords, dem alten Tharey, der allerdings ein recht schlechter Gesellschaftler für die Jose war, denn sie konnte während des ganzen Weges nicht ein Wort aus ihm herausbringen, und sie verwünschte wohl tausendmal den alten Brummbären.

„Ach, hier ist es herrlich!“ rief jetzt Cora Desfallines aus, als sie auf einem Wiesenplan angekommen waren, der mitten zwischen Felsen lag — „das ist ja geradezu ein Wunder der Natur; ach, und die wundervolle Aussicht aufs Meer!"

Violet hatte sich vorgenommen, gegenüber Cora freundlich zu sein. Sie hatte an das Versprechen gedacht, welches sie ihrem Vater beim Abschiede gegeben, und sie war nun einmal eine Natur, die sich zu überwinden vermochte.

„Schnell den Ball und die Schläger heraus!“ rief Cora.

„Hier wollen wir Ballschläger spielen — ich wette, Miß Violet, ich übertriffe Sie darin an Geschicklichkeit und Ausdauer.“

„Das ist wohl sehr leicht möglich“, antwortete Violet, „denn ich habe niemals eine rechte Freude am Spiel gehabt.“

„Wie? So jung und keine Freude am Spiel?“

Doch — jetzt soll alles anders werden, da ich auf dem Schlosse Dumbarton bin — geben Sie nur acht, kleine Violet, Sie werden noch das Fachen erlernen.“

Emmy, die Jose, packte die Bälle aus, und auf Befehl Coras mußte sie, sowie der alte Charey, sich sogar am Spiel beteiligen.

Die Spielerinnen, die Netzschläger in der Hand, stellten sich nun einander gegenüber auf, und Cora Dessalines verkündete die Regeln des Spiels.

„Worauf ich ausdrücklich aufmerksam mache“, rief sie schließlich, „jeder muß den Ball, der ihm gehört, oder vielmehr, den Ball, welcher ihm zugeworfen wird, selbst holen.“

In dieser Beziehung, kleine Violet, gibt es nun einmal keinen Unterschied.

Es gibt hier keinen Unterschied zwischen uns und den Dienern, das ist eben die Schönheit des Spielens, daß man selbst den Körper in Bewegung setzen muß.“

„Ich würde auch niemals geduldet haben“, antwortete Violet, „daß mein lieber alter Charey sich für mich blühte.“

„Also, beginnen Sie nur — da, Violet, da haben Sie den Ball.“

Das Spiel nahm seinen Anfang.

Die Bälle flogen hin und her, sie wurden von den Gegnern mit größerer oder minderer Geschicklichkeit abgelenkelt, und die fröhlichen Stimmen der Spielenden überkante nur das Rauschen des Meeres, das sich am Fuße der Kreidestufen brach.

„Variieren Sie den Ball, wenn Sie können, Miß Violet“, rief Cora plötzlich.

Dabei versetzte sie dem Ball mit ihrem Netzschläger einen so gewaltigen Schlag, daß der Ball über den Kopf Violets dahin sauste und sich hinter dem Felsen verlor, der auf der einen Seite den Wiesensplan begrenzte.

Sogleich wollte nun Charey sich aufmachen, um den Ball, welcher offenbar sehr weit geflogen war, herbeizuholen.

Aber Violet rief ihm zu:

„Du bleibst hier, Alter — erstens, wäre dieser steile Felsen, über welchen du mit deinen alten Beinen hinweg

klettern müßtest, viel zu hoch für dich, was ich nicht von dir verlangen kann, und dann — haben wir denn nicht ausdrücklich ausgemacht, daß jeder selbst seinen Ball holen müsse?“

Und Violet machte sich nach diesen Worten sogleich auf den Weg und eilte den Felsen empor.

„Halten Sie ein, Violet“, rief Cora in diesem Augenblick ihr nach, „Emmy soll Sie begleiten.“

„Nein, nein, ich gehe schon ganz allein“, rief das liebliche junge Mädchen, welches bereits die Spitze des Felsens erklimmen hatte und nun den Abstieg an demselben begann.

„Ah, hier ist es aber schön, das weite Meer liegt vor mir ausgebreitet“, rief sie, in helles Entzücken versetzt, „aber, gleich, gleich bin ich wieder bei euch, und dann will ich Ihnen den Wurf vergelten, Mademoiselle Cora!“

Das helle Sommerkleid Violets verflatterte jetzt hinter dem Felsen.

Das Kind stieg in die Tiefe hinab, die sich wie eine Schlucht vor ihr aufthut.

Dort sah sie endlich den Ball am Fuße eines mächtigen Steinblocks, der sich bis zum Meere hingog.

Und nur noch wenige Schritte von dem schaumigen Wasser entfernt, das sich beständig über den Strand ergoß, lag der grünrote Ball, von der untergehenden Sonne beleuchtet.

„Ich habe ihn, ich habe ihn!“ rief Violet voller Freude. Schnell eilte sie hinunter, und schon hatte sie den Ball erreicht und streckte die Hand nach ihm aus, da — —

Hinter dem Felsen sprang eine geschmeidige Gestalt hervor.

Zwei Hände, wie die Krallen eines gierigen Raubtieres gekrümmt, packten Violet im Genick, warfen sie erst zu Boden und zerrten sie dann dem Meere zu. Violet war sofort bewußtlos geworden.

Das Entsetzen hatte ihr die Sinne geraubt, und es war dem Mörder — einem hageren jungen Manne, mit rotem, aufgedrehtem Schnurrbart — leicht, sein Opfer bis zum Fuße des Felsens zu ziehen.

Ein Stoß — Violet lag in den Wellen, welche das holde Kind erfaßten und mit sich fortwischen.

Die Strömung wirbelte den jungen zarten Körper des Mädchens um den Vorsprung des Felsens herum, und der Mörder sah sein Opfer mit der Flut verschwinden.

Aber in demselben Moment, in welchem Violets Körper jenseits des Felsens verschwand, schoß plötzlich ein kleines Boot hervor.

Zwei Hände streckten sich gleichzeitig aus, die Tochter Lord Haralds zu erlangen und zu bergen, und —

eine halbe Minute später lag Violet schon in dem kleinen Fahrzeug, und ein Mann mit einem ernsten, hageren Gesicht neigte sich tief bekümmert über sie.

„Beinahe wären wir zu spät gekommen, Harry“, sagte Sherlock Holmes zu seinem Gehilfen, denn er und Harry waren die beiden Männer im Fahrzeug, „aber, Gott sei Dank, sie lebt — sie atmet — wir werden sie noch retten.“

Sherlock Holmes begann nun zugleich durch passive Bewegungen, welche er mit der Halbertrunkenen anstellte, das Wasser aus dem Leib des Kindes zu pumpen.

Und während das Boot am Strande schnell dahinglitt, wurde der Zustand Violets immer erfreulicher und aussichtsvoller, und nach etwa zehn Minuten rief der Detektiv:

„Sie ist gerettet.“

„Bringen wir sie sogleich zu ihrem Vater nach Schloß Dumbarton zurück!“ fragte Harry Taxon.

„Nein, mein Junge — so leid es mir tut, muß ich dem Lord doch einen Schmerz antun, indem wir ihn glauben machen, daß er seine Tochter verloren habe.“

Wir fahren jetzt nach unserer Abfahrtsstelle zurück und bringen das holde Kind, ohne daß es jemand bemerkt, in unser Zimmer im Dorfweirhaus von Dumbarton.“

„Sie schläft“, murmelte Sherlock Holmes, dann sich aber wieder über Violet beugend, rief er empört:

„Welche beispiellose Bestialität gehört nur dazu, sich an einem solchen unschuldigen Kinde zu vergreifen, doch wartet — wartet nur.“

Und drohend streckte der Detektiv seine gebaltete Hand aus und schüttelte sie in der Richtung nach dem Kreideseifen zu, an dessen Fuße das Verbrechen geschehen war.

Wir wollen den verehrten Lesern den entsetzlichen Schmerz Lord Harald Dumbartons nicht schildern. Wir wollen jene schreckliche Nacht nicht beschreiben, die dem spurlosen Verschwinden Violets folgte.

Wir wollen nicht ausführlich erzählen, wie der Lord selbst an der Spitze einer ganzen Armee von Fischern den Strand absuchte, wie er das Wasser mit Sperrnetzen durchfischen ließ, um wenigstens die Leiche Violets wieder dem Meere zu entreißen.

Denn das war ja leider nur zu klar und konnte gar keine Minute lang in Abrede gestellt werden: Violet war beim Versuche, den Ball vom Felsen zu holen, abgestürzt und im Meere ertrunken.

Cora Dessalmes bestätigte es, ebenso die Jose, aber auch der alte Kammerdiener Charcy, und dieses Zeugnis war dem Lord am wichtigsten.

Kaum waren zwei Tage seit dem schrecklichen Ereignis vergangen, und in seinem Schlosse saß Lord Ha-

rald Dumbarton, ein gebrochener, von Schmerzen und Verzweiflung zerrissener Mann.

Da klopfte es leise an der Thür seines Arbeitszimmers, und, ehe der Lord noch rufen konnte, man habe ihn allein zu lassen, er wolle niemanden sehen, wurde die Thür des Zimmers schnell geöffnet, und eine hagere, schlankte Gestalt schlüpfte in dasselbe hinein.

Lord Harald schnellte von seinem Sessel empor.

Er blickte den ihm gegenüberstehenden Mann, der ein glattrastertes, intelligentes Gesicht besaß, ans weitgeöffneten Augen an.

„Ich kenne Sie — ich sollte Sie kennen!“ rang es sich über seine Lippen, „barmherziger Gott, was wollen Sie denn bei mir, Sherlock Holmes?“

„Ich will Ihnen die Ruhe Ihrer Seele wiedergeben“, antwortete der berühmte Detektiv leise.

„Ich schwöre Ihnen, Mylord, vertrauen Sie sich mir für die bevorstehende Nacht an, und Sie sollen morgen früh nicht mehr unglücklich sein.“

„Ich — dem der Himmel das Letzte entzissen hat, an dem noch sein Herz hing, wie sollte ich denn noch auf dieser Welt glücklich werden?“ fragte der Lord.

„Mylord, Ihr Kind lebt! Ich schwöre es Ihnen“, fuhr Sherlock Holmes in gesteigerter Erregung fort.

Lord Harald wartete, aber Mr. Holmes fing ihn in seinen Armen auf, drückte ihn an seine Brust und flüsternte ihm mit leiser Stimme etwas ins Ohr.

Diese Worte wirkten auf den Lord wie eine gute stärkende Medizin.

Er ergriff plötzlich die Hände des Detektivs, umfaßte sie mit zitterndem Druck und rief:

„Schwören Sie mir, daß Sie soeben die Wahrheit gesprochen haben, Sherlock Holmes?“

„Ich schwöre es, bei Gott dem Allmächtigen, der auf uns alle beide jetzt hernieder schaut!“ versetzte Holmes.

„O, dann, dann lassen Sie mich meine Violet wiedersehen — sie lebt — aber sie ist gewiß tödlich erkrankt!“

„Nichts von alledem“, versetzte ruhig der Detektiv, „sie lebt und ist vollkommen gesund.“

Morgen früh wird Violet in Ihren Armen liegen, Mylord, vielleicht auch schon im Laufe dieser Nacht, aber hören Sie mich an, ich stelle eine Bedingung, die vorher von Ihnen erfüllt werden muß.“

„Und diese Bedingung?“

„Sie treten jetzt vor Cora Dessalmes hin und teilen ihr mit, daß Sie die heutige Nacht in der Halle verbringen werden, in welcher der Sarg Ihrer ersten Gattin gestanden hat.“

Sagen Sie ihr, Sie werden den Geist Ihrer Gattin

anssehen, Ihnen zu erscheinen und Ihnen Trost zuzusprechen.“

„Gut, — aber und dann —?“

„Dann leihen Sie mir Ihren Anzug und lassen mich statt Ihrer die Wache halten — das ist alles, was ich von Ihnen verlange.“

„Ich begreife nicht, worauf Sie hinaus wollen, Mr. Holmes“, versetzte der Lord, „aber — ich willige ein.“

„Und Sie geben mir Ihr Wort als Edelmann, daß Sie Cora Dessalines nichts von unserer jetzigen Unterredung sagen wollen?“

„Ich schwöre es Ihnen, Mr. Holmes, aber, mein Gott, ich vermag dies alles nicht zu begreifen und zu durchschauen.“

In die große Halle des Schlosses Dumbarton floss das Mondlicht durch die halbverhängten Fenster verflohen hinein.

Die weißen Säulen, welche die Decke des Saales trugen, schimmerten im blauweißen Licht gespenstlich.

An einem Tische saß ein Mann über ein Buch geneigt, das Haupt in die Hände gestützt.

Es mußte wohl ein sehr interessantes Werk sein, in welchem dieser nächtliche Leser studierte, denn er hob das Haupt nicht für einen Moment empor, ja, es war, als gäbe er sich große Mühe, sein Gesicht in den Blättern des Buches zu verbergen.

Ueber seinem Haupte donnerte eben ein mächtiger Schlag, dann ein zweiter, ein dritter, bis 12 Schläge verhallt waren.

Die Turmuhr von Dumbarton hatte Mitternacht verkündet.

Da plötzlich — ein seltsames Geräusch hinter der Säule, die sich in der Nähe des Kamins befand — ein blendendes Licht überflutete den Estrich des Saales, wie aus der Tiefe stieg eine weiße Gestalt empor — sie huschte um die Säule herum — ha — ein Weib — in einem Spitzenkleide, das Anflitz zum Teil hinter einem feinen Schleier verborgen.

Der Mann am Tische schreit auf, er gleitet vom Sessel herunter und fällt in die Knie nieder.

„Kennst du mich, Harard?“ ertönt in diesem Moment eine heisere, flüsternde Stimme durch den Raum.

„Ich bin — Maria, dein Weib.“

„Maria, mein geliebtes Weib“, schluchzte der Mann auf den Knien und verhallte das Gesicht mit den Händen.

„Dein Weib, das noch einmal dem Grabe entstieg, um dich zu trösten.“

Violet, unser Kind, ist bei mir, es ist emporgestiegen zu den Füßen Gottes — weine nicht mehr um sie.“

„Um treuen Herzen Coras suche Trost, esse, deine Vermählung mit ihr zu vollziehen und dann —“

Der Geist schrie plötzlich auf, denn noch ein zweiter Mann war hinter dem Tische aus dem Dunkel blitschnell emporgefahren, hatte einen Revolver, der neben dem Buche lag, an sich gerissen und richtete nun die Mündung desselben auf die gespenstige Erscheinung im Spitzenkleid.

„Um Gottes Willen, schließen Sie nicht!“ rief Lord Dumbarton und fiel Sherlock Holmes in den erhobenen Arm, — „es ist mein Weib — es ist Maria! Sie ist aus ihrem Grabe auferstanden und will in meine Arme eilen!“

„Steh!“ donnerte der Mann, „steh, oder ich schleße dich nieder — es gelüftet mich, dir in dein Angesicht zu sehen — Sherlock Holmes glaubt nicht an Geister und Gespenster!“

Ein Schrei des Entsetzens ertönte, das Weib in dem Spitzenkleide wollte entfliehen, aber schon hatte Sherlock Holmes sich auf sie gestürzt, sie am Halse gepackt und zu Boden geworfen.

„Herbei, Lord Harard“, rief jetzt der Detektiv, „überzeugt Euch davon mit eigenen Augen von dem ungeheueren Frevel, den man an Euch verübt hat.“

In demselben Moment zog Sherlock Holmes der sich wie wütend sträubenden Person den Schleier vom Kopfe, und die vor Angst und Wut verzerrten Züge Coras wurden sichtbar.

Die Verbrecherin wurde sogleich gebunden.

„Und nun werde ich daran gehen, die Helfershelfer dieser Elenden zu verhaften“, sagte Mr. Holmes.

Ja, Mylord, auch wir Detektives haben manchmal sem Zwecke nur auf eine kurze Stunde das Spitzenkleid der Königin zu leihen.

Sie sehen mich erstaunt an?

„Ja, Mylord, auch wir Detektives haben manchmal unsere eigenen Gelüste, und wir gleichen in dieser Beziehung jenen Hansfrauen, die es versuchen, ein ganz einfaches Gericht auf den Tisch zu bringen und demselben durch eine Garnierung ein Aussehen zu geben, als käme es aus der Küche eines Hoftraiteurs.“

„Ich verstehe Sie nicht, Mr. Holmes“, erwiderte der Lord.

„Aber das Spitzenkleid der Königin nehmen Sie nur mit sich, ich weiß es bei Ihnen in guten Händen.“

„Ich will Ihnen meine seltsame Bitte erklären“, gab Mr. Holmes zur Antwort.

Er legte bei diesen Worten keinen Wert darauf, daß die am Boden liegende gefesselte Cora jedes seiner Worte hörte.

„Ich will mir nämlich einen Spaß mit der Mutter dieser Dame da und ihrem Bruder machen.“

Denn diese beiden Personen waren es, welche die Komödie mit der gespenstigen Erscheinung ins Werk gesetzt haben, und bin ich nun sehr neugierig, zu sehen, wie sie sich selbst einer gespenstigen Erscheinung gegenüber verhalten werden.“

„Ah, Sie wollen sie erschrecken?“

„Ich will sie durch einen großen Schreck zum freiwilligen Geständnis bringen“, versetzte Sherlock Holmes.

„Und Sie würden mir nun einen ganz besonderen Gefallen tun, Mylord, wenn Sie die Güte haben wollten, mich jetzt zu begleiten.“

Ich verspreche Ihnen auch, daß die Verhaftung dieser würdigen Dame und ihres Herrn Sohnes gewissermaßen nur ein kleiner Abstecher sein soll, und daß ich Sie dann sogleich zu Ihrer lieben kleinen Tochter, der holden Violet, führen werde.“

„Und werde ich meine geliebte Violet gesund und munter wiederfinden?“ fragte der Lord angstvoll.

„Mit meinem holden Kinde auch wirklich nichts geschehen?“

Mr. Holmes, sagen Sie mir die volle Wahrheit, denn es wäre schrecklich, wenn ich in dieser Beziehung eine Enttäuschung erleben müßte.“

„Sie können diesbezüglich ganz unbesorgt sein, Mylord“, gab Sherlock Holmes zur Antwort.

„Ihr liebes Töchterchen ist vollkommen gesund und munter wie ein Fisch im Wasser.“

Im Grunde genommen war ihr ja auch gar nichts geschehen.

Dieser Flegel von einem Franzosen hat sie nur ein wenig gewürgt und dann ins Meer gestoßen.

Aber Harry Tagon, mein Gefährte, und ich lagen schon seit längerer Zeit in einem Boote auf dem Meere und haben die kleine Violet sogleich wieder herausgeholt.

Sie war bewußtlos geworden, kam aber schnell wieder zu sich und verlangte sofort, ihren Papa zu sprechen.

Diesen Wunsch konnte ich ihr allerdings nicht sogleich erfüllen, weil diejenigen, die dem Kinde nach dem Leben getrachtet hatten, es für tot halten sollten.

Möchte ich doch, daß sie dann wieder die gespenstige Erscheinung ins Werk setzen würden, um Ihnen, Mylord, ans Herz zu legen, Cora so schnell wie nur legend möglich zu Ihrer Gemahlin zu machen.“

„O, welcher großen Gefahr bin ich da entgangen“, rief der Lord Dumbarton

„Mr. Holmes, ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen danken soll für diese Tat.“

„Nun — erlauben Sie mir denn vor allen Dingen, dieser Elenden da das Spitzenkleid der Königin auszuziehen, das im übrigen auch so keine Minute länger an diesem verbrecherischen Leibe bleiben soll.“

Höre, schöne Cora — sträube dich nicht länger, reizende Chansonette von Piccadillys Music-Hall, — statt dieses Seidenkleides wirst du jetzt leider ein anderes Kleid anlegen müssen, das zwar nur aus grober Leinwand gearbeitet sein soll, aber es wird dich dafür mehrere Jahre schmücken — das Sträflingskleid des Justizhauses.“

Cora knirschte vor Wut mit den Zähnen, als Sherlock Holmes ihr jetzt das Spitzenkleid der Königin auszog; aber ihre ganze Wut war eine ohnmächtige — sie war gefesselt — sie war gefangen.

Bevor Sherlock Holmes, der Lord und Harry Tagon das Schloß Dumbarton nun wieder verließen, band der Detektiv den Dienern des Schlosses auf die Seele, Cora gut zu bewachen, sie nicht aus den Augen zu lassen und jeden etwaigen Fluchtversuch der Verbrecherin zu verhindern.

Er konnte sich in dieser Beziehung auf den alten Charey vollständig verlassen, denn der treue Diener seines Herrn haßte die Abenteuerin und freute sich nicht wenig darüber, daß es mit der Dirne so schnell ein Ende genommen hatte.

„Und nun erklären Sie mir alles, Mr. Holmes“, sagte Lord Dumbarton, indem er, in einen langen Mantel gehüllt, mit Harry Tagon und Sherlock Holmes über die Insel Wight dahin schritt, „denn es gibt in dieser ganzen Angelegenheit noch sehr viel, was mir vollständig unerklärlieh erscheint.“

„Nuch kann ich vorerst nur vermuten“, versetzte Mr. Holmes, „aber ich denke, meine Vermutungen sind vollkommen richtige.“

Als damals Ihre sterbende Gemahlin, als Lady Maria Dumbarton, Ihnen damals, Mylord, in Ihrer Todesstunde sagte, sie werde aus dem Reich der Geister wiederkehren, um Ihnen diejenige zu bezeichnen, welche Sie später Violet zur Mutter geben sollten, da wurde dieses Gespräch belauscht.

Madame Fadinard, die damalige Gesellschafterin Ihrer Gattin, stand an der Thür des Zimmers, in welchem dieses Gespräch geführt wurde, und sie muß wirklich sehr feine Ohren gehabt haben, diese Madame Fadinard, denn sie hatte Wort für Wort gehört von dem, was die Sterbende Ihnen anvertraute.

Weshalb haben Sie denn später diese Madame Fadinard aus Ihren Diensten entlassen, Mylord?

„Denn wie ich Sie kenne, Mylord“, fuhr Mr. Holmes fort, „sind Sie nicht der Mann, eine Person, die Ihrer Gemahlin so nahe stand, einfach auf und davon zu jagen.“

„Ich war leider zu meinem Leidwesen dazu gezwungen“, versetzte Lord Dumbarton.

„Nach dem Tode meiner teuren Gemahlin hatte ich das ganze Hauswesen unter die Obhut der Madame Fadinard gestellt.“

Bald darauf machte mich aber Tharey darauf aufmerksam, daß die Französin fleißig in ihre Taschen arbeitete und sich zu bereichern suchte. Das hätte ich ganz ruhig hingelassen.

Er bewies mir aber auch, daß gewisse, mir sehr teure Gegenstände, aus dem Schlosse Dumbarton spurlos verschwunden seien und daß niemand im Schlosse, als Madam Fadinard sie beiseite gebracht haben könnte.“

„Mit einem Wort, sie hat gestohlen wie eine Aflter“, lächelte Mr. Holmes auf.

„Ja, so ungefähr“, lautete die Antwort Dubarbons.

„Ich habe später bei einem Trödler in London einige kostbare und sehr altertümliche Karikaturen entdeckt, welche von Madam Fadinard aus meinem Schlosse gestohlen worden waren.“

Diese freche Person hatte alle diese Sachen zu einem wahrhaft lächerlichen Preise verkauft.

Selbstverständlich war ich nun gezwungen, diese Dame aus meinem Schlosse zu entlassen.

Ich habe sie dann aber auch nicht einfach aus dem Hause geworfen, trotzdem sie diese Strafe vollaus verdient hätte, sondern habe ihr dennoch, in Erwägung dessen, daß sie meiner verstorbenen Gemahlin gute Dienste geleistet hatte, eine kleine Pension ausgesetzt.“

„Sie haben natürlich wieder einmal wie ein Gentleman gehandelt“, rief Sherlock Holmes, „und der Dank dieser Madame Fadinard für diese großmütige Behandlung bestand nun darin, daß sie auf verächtliche, verbrecherische Weise Ihre Tochter zur Lady Dumbarton machen wollte.“

Eingedenk der letzten Worte der Lady Maria Dumbartons, die sie an Sie richtete in ihrer Sterbestunde, verschaffte sich Madame Fadinard vor allen Dingen das Spitzenkleid der Königin.

Sie wußte, daß die Tote damit begraben sei, und mit Hilfe ihres sauberen Sohnes drang sie nun in das Brustgewölbe ein, um das Kleid zu stehlen.

Sie begann dann hier den Leichenraub oder vielmehr die Beraubung der Leiche, und begann nun ihre Gaukelei, welcher Sie, Mylord, in Ihrer Uedergeschlagenheit und Ihrer großen Liebe zu der Verstorbenen,

und Ihrer Unhänglichkeit an die kleine Violet sehr leicht zugänglich waren.“

„Ich gestehe“, rief Lord Dumbarton, „ich habe mich schändlich täuschen lassen.“

„Und hier sind wir jetzt am Ziel“, versetzte Harry Tagon, indem er auf ein einspänniges Haus zeigte, welches in einem belebteren Teile der Insel Wight lag.

„Hier wohnen natürlich Madame Fadinard und ihr Sohn Engen unter falschen Namen.“

„Wem gehört denn dieses Haus?“

„Dem Kaufmann Brown“, sagte Sherlock Holmes, „einem sehr ehrenwerten Mann, der natürlich keine Ahnung hat, daß er ein sehr gefährliches Pariser Verbrechergesindel in seinem Hause beherbergt.“

Sie werden sein Erstaunen sehen, wenn ich ihm die Enthüllungen mache.

Wir müssen jetzt aber vor allen Dingen einmal Mr. Brown sprechen.“

Harry Tagon wollte schnell die Glocke an dem Hause ziehen, aber Mr. Holmes hielt ihn noch rechtzeitig zurück.

„Nein, nein, lieber Junge“, versetzte er, „alles muß lautlos vor sich gehen.“

Ich werde mich diesmal meines Nachschlüssels bedienen, damit wir ungesehen in das Haus hinein kommen.

Sie müssen eben wissen, Mylord“, fuhr er dann zu dem Lord Dumbarton gewendet fort, „wir müssen lautlos in das Haus zu kommen trachten — ah, die Haustür öffnet sich schon — und da — da ist ja auch Mr. Brown.“

In dem schlecht erleuchteten Hausflur stand ein rotblonder Mann, in einen langen Schlafrock gehüllt, mit Pantoffeln an den Füßen, der nicht wenig erstaunt auf die Eindringenden blickte und nicht übel Lust hatte, Mörder, Räuber, Einbrecher! zu schreien.

Aber Mr. Holmes sagte sich schnell, trat an ihn heran und flüsterte ihm mit leiser, gedämpfter Stimme ins Ohr:

„Ich bin Detektiv Sherlock Holmes aus London.“ Dieser Herr, welcher mich da begleitet, dürfte Ihnen wohl bekannt sein — es ist Lord Dumbarton.“

„Ah, welche große Ehre für mein Haus“, versetzte Mr. Brown, indem er sich vor den Herren tief verneigte, „gewiß kenne ich Seine Herrlichkeit, aber was bedeutet denn das alles, daß Sie zu Nachtzeit in mein Haus kommen, meine Herren?“

Bitte, wollen Sie nicht hereinkommen?“

„Ganz recht“, versetzte der Detektiv, „bitte führen Sie uns in ein Zimmer, in welchem wir vollkommen ungestört sprechen können.“

„Ich möchte Sie gern in das beste Zimmer meines Hauses geleiten, Mylord“, versetzte Mr. Brown zu Lord

Dumbarton, „Leider habe ich dieses Zimmer aber vermietet.“

Es sind sehr ehrenwerte Leute aus Paris — eine Putzmacherin Madame Lunette und ihr Sohn, welcher leider sehr krank ist und sich hier auf der Insel Wight erholen soll.“

„Gerade dieser Leute wegen wollte ich Sie sprechen, Mr. Brown“, versetzte Mr. Holmes.

„Erschrecken Sie nicht, Mr. Brown — diese Leute sind sehr gefährliche Verbrecher.“

„Verbrecher? — Unmöglich — aber sie haben mir doch auf vier Wochen vorausbezahlt.“

„Das ist eben der sicherste Beweis, daß es Leute sind, die Wert darauf legen, keinen Verdacht zu erregen“, erwiderte Holmes lachend.

„Und nun eine Frage, Mr. Brown — gibt es eine Möglichkeit, unbeachtet in das Schlafzimmer der Französin einzutreten?“

„Nichts Leichter als das“, erwiderte Mr. Brown.

„Eine Wendeltreppe führt von hier unten nach oben hinauf, und durch eine Tapetentür kann man ganz ruhig in das Schlafzimmer hinein schlüpfen.“

„Aber die beiden sind doch noch wach — ich habe vorhin noch Licht bei ihnen brennen sehen.“

Sie werden also die Gänge haben, mich sogleich hinauf zu führen“, versetzte Holmes, „aber ich will erst dazu noch ein wenig Toilette machen.“

Mr. Holmes trat nach diesen Worten vor einen Spiegel und entledigte sich, ohne sich zu genieren, seines Rockes, sowie seiner Weste und warf sich das Spitzenkleid der Königin um.

Dann nahm er aus einem kleinen Ktui, das er immer mit sich führte, einige Stangen Schminke und legte etwas Grau auf das Gesicht, so daß er ganz und gar das Aussehen eines Gespenstes erhielt.

„Jetzt bitte ich noch um eine Serviette“, sagte er zu Mr. Brown, und nachdem dieser ihm eine gebracht hatte, band er sie unter dem Kopf zusammen und knotete sie dann unter dem Kinn, so daß sie nicht herunter fallen konnte.

„Jetzt nur leise die Treppe hinauf“, befahl er, „und du, Harry, komm mit mir hinein.“

Nimm diesen kleinen Revolver zur Hand, ich weiß, du bist ein ganz guter Schütze.

In demselben Moment nun, in welchem die Tür aufschließt, gib einen Schuß ab und Sorge dafür, daß niemand anderes getroffen wird, als die Kerze oder die Lampe, welche auf dem Tische steht, damit es in dem Raume dunkel wird.“

„Ihr könnt Euch auf mich verlassen, Meister“, versetzte Harry Tagon ruhig.

Jetzt ging es die Treppe hinauf. Ganz leise, so daß auch nicht ein Laut zu hören war.

Mr. Holmes hatte die Tapetentür erreicht.

„Ist sie verschlossen?“ fragte er Mr. Brown mit leiser Stimme.

„Nein, sie ist geöffnet.“

„Harry, nun denn, an deinen Posten.“

Und nun, in Gottes Namen, jetzt kann die ganze Komödie losgehen.“

Holmes stieß die Tür auf, in demselben Moment krachte der Schuß — die Kerze erlosch.

Der Mondschein floß durch das Fenster in das Gemach hinein.

— — — — —

Madam Fadinard und ihr sauberer Sohn hatten einander am Tische gegenüber gesessen und leise miteinander geflüstert, bevor sich die Tapetentür auf eine so seltsame Weise öffnete.

„Du bist also sicher“, fragte eben Eugen, „daß Lord Dumbarton jetzt Cora Hals über Kopf zu seiner Gattin machen wird?“

„Verlasse dich darauf, mein lieber Junge“, versetzte Madam Fadinard, „jetzt, jetzt wird es uns endlich glücken.“

Der Tod des Kindes wird ihm vollends den letzten Rest von Verstand rauben, und wenn Cora heute noch einmal im Spitzenkleid der Königin vor ihm erscheint und noch einmal die Lady Maria spielt, dann —

Dann ist sie acht Tage später selbst Lady Dumbarton, und wir selbst haben dann alle Taschen voll Geld.“

„Es wäre aber auch schon die höchste Zeit“, brummte Eugen, „glaubst du denn, ich habe Lust, länger in diesem elenden Nest zu sitzen, wo man nicht einmal die Zeit ordentlich vertreiben kann?“

Ich will wieder nach Paris zurück.

Ich will mich wieder einmal tüchtig unterhalten.“

„Wirst du, mein goldener Junge, wirst du alles“, tröstete ihn die Mutter, „und fortan wirst du es nicht mehr nötig haben, dir durch Einbrüche dein Geld zu verdienen.“

Wer eine Schwester hat, welche eine Lady Dumbarton geworden ist, der hat schon ausgezogen.“

„Nun, hoffentlich wird Cora nicht knausern.“

Ich denke, eine Rente von 30 000 Francs kann sie mir ganz leicht aussetzen“, fuhr Eugen fort.

„Denn sollte sie sich etwa weigern, dann — habe ich sie doch in der Hand.“

„Wie meinst du denn das, Eugen?“

„Wie ich das meine? Das ist doch sehr einfach.“

Wenn sie sich etwa nicht der Dienste mehr erinnern sollte, die ich ihr geleistet habe, dann — werde ich Lord

Dumbarton die Augen öffnen und — mit ihrer ganzen Herrlichkeit wird es dann sehr schnell vorüber sein.“

„Ja, bist du denn wahrhaftig geworden?“ rief die Alte entsetzt, „du hättest an deiner eigenen Schwester zum Verräter werden?“

Uebrigens, sei nur unbesorgt, es wird dir niemals an Geld fehlen, und was mich anbelangt, so werde ich halt wieder in das Schloß Dumbarton einziehen und werde dann drüben die erste Rolle spielen, und der alte Thorey soll mir dann aus dem Hause, dieser alte Heuchler, dieser elende Schleicher, der mir damals so fest auf die Finger gesehen hat, und manches drüben soll anders werden, darauf verlasse dich nur, mein lieber Junge.“

In diesem Moment öffnete sich die Tapetentür, wie von einem Windstoß aufgesprengt, ein Schuß krachte, und das Licht erlosch.

„Teufel, was war denn das?“ stieß Eugen hervor.

„Mutter — Alte, wo bist du denn?“

„Hier“, flüsterte Madam Gadinard, sich dicht an ihren Sohn drängend, der von seinem Sessel aufgefahren war, „ich bin zu Tode erschrocken und —

Barmherziger Gott, was ist denn das — Eugen, Eugen, blicke dort hin — hinüber zum Kamin!“

Im nächsten Moment erkönte ein erschütterlicher Aufschrei, und Eugen fiel auf die Knie nieder.

In seinem Sturze riß er die Alte mit sich, und die beiden Verbrecher blickten voll furchtbaren Entsetzens hinüber zu dem Kamin, an dem regungslos eine Gestalt lehnte, die das Spitzenkleid der Königin, dabei aber einen fürchterlichen Totenschädel trug.

„Kennt ihr mich?“ erklang es jetzt aus dem Munde des mit Spitzen besetzten Gespenstes.

„Sagt euch nicht euer Gewissen, wer ich bin?“

Ich bin Lady Maria Dumbarton!“

„Allmächtiger, stehe mir bei“, stöhnte in diesem Moment Madam Gadinard, „ein Geist — ein wirklicher Geist.“

„Ja, der Geist derjenigen, die ihr aus der Grabesruhe aufgeföhrt, die ihr beraubt habt in ihrem Sarge, die ihr nicht ruhig schlafen ließe — elende Leichenräuber, ich komme jetzt, euch euer Ende zu verkünden.“

Und langsam bewegte sich die Gestalt im Spitzenkleide auf die Entsetzten zu.

Und der Pariser Verbrecher, der sich vor der ganzen französischen Polizei nicht fürchtete, lag auf der Erde und schrie:

„Gnade, Barmherzigkeit! Ich schwöre, ich will das Grabgewölbe der Dumbartons niemals wieder betreten, niemals wieder den Sarg anrühren.“

„Zu spät — jetzt sollst du deine Sünden büßen. Ich berühre dich mit meiner kalten Hand, und du zerfällst zu Staub.“

Unter den weiten Spitzenärmeln streckte sich jetzt eine weiße Hand hervor und —

Im nächsten Moment fühlte Eugen die Mündung eines Revolvers an seiner Schläfe und — eine ganz andere Stimme rief ihm zu:

„Rühre dich nicht, Kanaille, oder ich schleße — ich bin Sherlock Holmes, und du bist mein Gefangener!“ Lord Dumbarton, von Harry Tagon und Mr. Brown gefolgt, stürmte jetzt in das Zimmer hinein, und die beiden Verbrecher wurden ohne jeden Widerstand überwältigt und gefesselt.

Noch in derselben Nacht brachte sie Sherlock Holmes in das Gefängnis der Insel Wight.

Indessen lag Violet in den Armen ihres überglücklichen Vaters, der sein Kind immer wieder und wieder an sich drückte und unter heißen Freudentränen ausrief:

„Ich bin von dem schweren Bann, der auf mich lastete, befreit, jetzt weiß ich, daß die liebe Tote ruhig schlummert in ihrem Grabe, und daß wir Lebenden nun selbst zurechtfinden müssen auf unsern schweren Wegen — Violet, niemals wird eine zweite Frau dieses Schloß mehr betreten, wir beide sind einander genug, mein Kind.“

Und Violet schlang die Arme um den Vater und rief unter Freudentränen:

„Jetzt erst, Vater, weiß ich, wie ich dich lieb habe.“

— — — — —

Die Verbrechergesellschaft, die es darauf abgesehen hatte, sich langsam, aber sicher das Schloß Dumbarton und des ungeheuren Vermögens der Familie zu bemächtigen, wurde zu den schwersten Strafen verurteilt.

Der Prozeß legte alles klar.

Die Mutter Cora Dessalines war keine andere, als jene Mademoiselle Gadinard, die ehemals die Gesellschafterin Lady Marias gewesen war und die letzten Worte der Verstorbenen erlauscht hatte.

Darauf hatte sie ihren Plan mit Hilfe ihres Sohnes, der übrigens ein bekannter Pariser Verbrecher war, gehabt, ihre Tochter zur Lady Dumbarton zu machen.

Für diesen genialen Einfall erhielt sie zehn Jahre Zuchthaus.

Cora Dessalines wanderte ebenso lange hinter verschlossenen Türen, und ihr Bruder Eugen wurde auf Lebenszeit nach Britisch Guyana verbannt.

Lord Worwick aber vermochte Sherlock Holmes nicht genug zu danken für den unschätzbaren Dienst, den er ihm und dem Schloßherrn von Dumbarton geleistet hatte.

Titel der nächsten Nummer (14): **Das Geheimnis der Goldgräberhütte.**





Interessant für Jung und Alt!

**Neu! Texas Jack 10 Pf.**  
der berühmteste Indianerkämpfer.

Erinnerungen und Abenteuer des grossen Kund-  
schaffers der Vereinigten Staaten Nordamerikas.

In jeder Woche erscheint ein hochinteressanter, in sich  
abgeschlossener Band - 82 Seiten stark - zum Preise von  
**10 Pfennig.**

**Titel der ersten Bände:**

- |   |  |
|---|--|
| 1. Band: Ein Held von sechzehn Jahren.                | 14. Band: Jane Golding, die Banditen-<br>königin.    |
| 2. Band: Die Raub von San Francisco.                  | 15. Band: Wie Texas Jack seinen Vater<br>fand.       |
| 3. Band: Das Gespenst von Fort Leaton.                | 16. Band: Die Blutspur von Farmington.               |
| 4. Band: Das Blutbad von Camp Lan-<br>caster.         | 17. Band: Der Millenienlieb von San<br>Francisco.    |
| 5. Band: Der letzte König der Comanches.              | 18. Band: Die Hochzeit von Buena-Vista.              |
| 6. Band: Die Goldgräber von Arizona.                  | 19. Band: Die Herzogin von Troja.                    |
| 7. Band: Texas Jack als Detektiv.                     | 20. Band: Barnum und Texas Jack.                     |
| 8. Band: Das geheimnisvolle Schloss in<br>Mexiko.     | 21. Band: Indianer-Traug.                            |
| 9. Band: Das Geheimnis des Trappers<br>Ben Breenklay. | 22. Band: Die schwarze Hand von Texas.               |
| 10. Band: Die rote Squaw.                             | 23. Band: Der Zauberer vom Prescott-<br>park.        |
| 11. Band: Der Skalp mit dem blonden<br>Mädchenhaar.   | 24. Band: Im Kurbalball über den „Wilden<br>Westen“. |
| 12. Band: Die Rache des Mormonen.                     |  |
| 13. Band: Ein Ritt am Tode vorbei.                    |  |

Zu beziehen durch jede Buch- u. Papierhandlung, auf Wunsch auch  
gegen Einzahlung des Betrages für die gewählten Bändchen vom  
**VERLAGSHAUS, BERLIN SO. 26.**



Garantirte: Best. Nüchternheit  
Betrug garantiert.



**Schnurrbart! Streng reifst**

**Sarafin** unterfärbt den Haar- und  
Wartmüch mit wunder-  
barem Erfolge. Wo keine Härten wachsen  
den sind, unterfärbt sich rasch flüppiges  
Wachstum, was durch Hunderte von glän-  
zenden Dankschreiben nachgewiesen ist.

Wichtig! Bedeutigste Wirkung:  
Goldene Weichheit, Blaufärbung,  
Prämiert: Großer Ehrenpreis Rom.  
Preis: Städte 12 M., St. 11 3 M., St. III 4 M.  
**Sarafin** ist einzig und allein  
dallebend u. Schwerfälligen, Blaufä-  
ropf, Föllig-Chemier, Vergien, Wif-  
gegriff, norme behalt nur merkwil-  
mitunter sehr billigen Nachahmer, die mit  
großem Geißel angegriffen werden.

Bestverfand brieft durch: **Kosmet. Laboratorium „Violetta“**, Nürnberg 183.  
Berg 24 in G. Schreib: Es mein Freund durch die Sarafin in 2 Wochen einen  
neuen Schnurrbart bekommen hat. Ich erlaube mir Mitteilung einer 2 die Größe III  
in 3 M. u. Nach. Depot in Berlin: Bar Schwarze, Schillerstr. 2. M.  
des Hainers, Ringstr. 59. Hamburg: G. Wobers, er. Alst. 20. München:  
G. Wolfhart, Ehrenbreitstr. 55. Leipzig: Dr. Weiss, Markt 12. Wien: G.  
Bleker, Mariaböhrnterstr. 55.

**SPORT** **SPORT**

**Thaddäus Robl „Der Ringkampf“**  
**„Der Radrennsport“**  
von Dr. Georg Zadig.

Elegant broschiert Mk. 1,80  
„ gebunden „ 2,20

In diesem Buche bemüht sich  
**Thaddäus Robl**, das Wesentlichste  
des modernen Radrennsports  
zusammenzufassen und die Art  
und Weise seines Trainings zu  
schildern.  
Ausführliche Prospekte hiervon  
sowie vollständig. Verzeichnisse  
der „Bibliothek für Sport und Spiel“  
umsonst und portofrei vom

Mit ca. 150 Abbildungen der be-  
kanntesten Professionalringer, wie:  
Koch, Siegfried, Strenge, Sturm,  
Dieckmann, Lurich, Burghardt,  
Laurent le Beaucaeris, Omer de  
Bouillon, Aberg, Romanow, Petrov  
etc. etc.  
Elegant broschiert Mk. 3,20  
„ gebunden „ 3,80

**Sportverlage Grethlein & Co., Leipzig.**

**„ Enthülte !! menschl. Macht !!**  
oder Geheime Mächte.  
Größtes Aufsehen erreg-  
endste prakt. Lehrbuch  
von Dr. Ag. Jan zur Ent-  
faltung verborgener, ge-  
heimer Gewalt in ganz neuerer Method.  
Die Geheimnisse, große Erfolge u. Vorteile  
jed. Art zu erringen. Bewundener Einfluss  
auf andere, ohne deren Willen u. Willk.  
G. heime Liebesmacht. Einzig. Weg zum  
Glück, Wohlstand, Gesundheit, Energie,  
Körperkraft u. Geistesstärke! Preis 1,00 M.  
einfach schritt. Gewiss. Ill. Bilder-Katal. zers.  
Klenners Verlag 178, Dresden 19.

**„ Magerkeit !!**  
schöne, volle Körperform durch unser  
orientalisches Kampfmittel, preisgekrönt,  
gold. Medaillen, Paris 1900, Hamburg 1901,  
Berlin 1903, in 6-8 Wochen bis 9 Pfund  
Zunahme, garantiert unbeschäd. Aertzt. ungl.  
Streng reell - kein Schwindel. Viele Dank-  
schreib. Preis Kart. mit Gebrauchs-Anweis.  
2 Mk. Postamt. od. Nachn. - inkl. Porto.  
Hygien. Institut G. Franz Steiner & Co.,  
Berlin 225, Königstrater Strasse 75.

**Ein wahrer Schatz**  
für alle durch jugendliche Ver-  
irrungen Erkrankte ist das be-  
trübende Werk:  
**Dr. Rataj's Selbstwahrung**  
St. Aufl. mit 27 Abbildungen.  
Preis 3 Mark. Letzt. u. Jender, der  
so hoch. Folgen solcher Laster  
als: Tausende vorher. Laster  
als: Wiederherstellung. Zu be-  
ziehen durch das  
Verlagshaus in Leipzig,  
Bismarckstr. 21,  
sowie durch jede Buchhandlung.

**Hygienische**  
Bedarfsartikel.  
Neuester Katalog. Ger. Eins. z. 20 Pf.  
Verzich. Vogel & Co., Leipzig-Friedr.

**Goldkörnerchen**  
d. Wissens-Kataloge  
(buchhalterisch) versendet gratis  
W. Mähler, Leipzig 465.

**Bücher-Katalog**  
hochinteressant! versendet gratis!  
Fritz Casper & Co., Dresden 16 95, 7.

**Damen - Herren**  
empfehle ich in Ihrem eigenen Interesse  
meine interessante, illustr. Preisliste gratis  
in Marko zu verlangen. Gegen 30 Pf.  
in Frankfurt-verschiede. Brief ohne Firma.  
Heinz-Küppers'cht., Götha Rh. No. 936

**Inserate in dieser Wochenschrift**  
haben sicheren Erfolg!  
Preis für die Nonp-Zeile nur 1,50 M.

Preis des abgeschlossenen, mit farbenprächtigen Bilden  
geschmückten Bandes in Quartformat **nur 20 Pf.**

**„ Aus den Geheimnissen der Welt-Defektivs**

**Titel der ersten Bände:**

- |   |   |
|---|---|
| 1. Band: Das Geheimnis der jungen Witwe.                  | 23. Band: Das Gespenst von Milster Castle.            |
| 2. Band: Die blutigen Juwelen.                            | 24. Band: Im Sarge neben der Hüllen-<br>maschine.     |
| 3. Band: Das Rätsel am Spieltische.                       | 25. Band: Der wiedererstarrte Tote.                   |
| 4. Band: Die Tochter des Wucherers.                       | 26. Band: Der Lumpensammler von Paris.                |
| 5. Band: Die Menschenfalle im alten Hause.                | 27. Band: Die Ehrlohn der Lady Ruth.                  |
| 6. Band: Der verschwundene Brautigam.                     | 28. Band: Oceana, die Königin der Luft.               |
| 7. Band: Die Spürnas des Oberkellners.                    | 29. Band: Die heimliche Gattin des Gross-<br>fürsten. |
| 8. Band: Die Geliebte des Staatsanwalts.                  | 30. Band: Die Gültischnrin von Castle<br>Roc.         |
| 9. Band: Die Lady mit d. Kanarienvogel.                   | 31. Band: Die schöne Krankenschwester<br>von Andora.  |
| 10. Band: Der Mann mit den sieben Frauen                  | 32. Band: Der Dolch des Negus.                        |
| 11. Band: Blackwell, der Themse-Privat.                   | 33. Band: Die Leuchtkater von<br>New York.            |
| 12. Band: Die Falschmünzer von London.                    | 34. Band: Der Schmutzlerkönig von<br>Andora.          |
| 13. Band: Das Spitzentkneid der Königin.                  | 35. Band: Der Ruh des Grafenkindes.                   |
| 14. Band: Das Geheimnis der Goldgräber-<br>hütte.         | 36. Band: Eine verhängnisvolle Liebshaft.             |
| 15. Band: Der Schatz des Sklavenhändlers.                 | 37. Band: Das Grab im Leuchtturm.                     |
| 16. Band: Nur ein Tropfen Tinte.                          | 38. Band: Aordnung aus Eifersucht.                    |
| 17. Band: Genie und Wahnsinn.                             | 39. Band: Die Rache der Kamora.                       |
| 18. Band: Wie Jack, der Aufschlitzer, ge-<br>faest wurde. | 40. Band: Das Mysterium des Turm'simmers.             |
| 19. Band: Der vorerstarbte Kodak.                         | 41. Band: Eine Erscheinung aus dem Grab               |
| 20. Band: Im Calé National.                               |   |
| 21. Band: Der polnische Jude.                             |   |
| 22. Band: Ein adiger Langfinger.                          |   |

Jeder Band obiger **Sherlock-Holmes-Erlebnisse** kostet nur 20 Pf.  
**Geschmackvolle Einbanddecken, für 25 Bände passend, 40 Pf.**

Jede Buch- und Papierhandlung liefert die Bände und  
die Einbanddecken, auf Wunsch auch gegen Einzahlung des  
Betrages das

**Verlagshaus, Berlin SO. 26,**  
Raunynstrasse 38.